

**Der Schutzgeist des Kaisers  
von Birma.  
Reiseerzählung von Ugo  
Mioni.**

Korrekturlesung (Helmut Prodinger): Februar 2014

## ERSTES KAPITEL. DER SCHUTZGEIST.

Diesen Morgen war ich in Amarapura, der Hauptstadt des Kaiserreichs Birma, angekommen.

Den Major Faire, ein Freund von mir, hatte vergangenes Jahr eine diplomatische Mission dorthin geführt, und er hatte mir das eigenartige Land in einer Weise beschrieben, daß ich mich entschloß, einen Abstecher dorthin aus meiner Reise durch Asien zu machen. Er gab mir sogar ein Empfehlungsschreiben an den Wongy Mangvé-Mengyi, einen von den vier ersten Würdenträgern des Kaisertums, mit. Dieser hatte seinerzeit mit dem Major Freundschaft geschlossen.

Amarapura ist an den Ufern des Sees Myit-nge erbaut, der von dem Flusse Irawadi durch ein Netz von Kanälen gespeist wird.

Der Dampfer, welchen ich in Rangoun bestiegen hatte, brachte eine wertvolle Güterladung für einen armenischen Kaufmann nach Amarapura. Es war nicht ganz leicht für das Fahrzeug gewesen, dieses Labyrinth von Kanälen zu durchkreuzen.

Wir alle atmeten erleichtert auf, als endlich eine Holzbrücke in Sicht kam, welche den Landungsplatz mit der Stadt verbindet. Dieser war dicht mit Neugierigen angefüllt. Die Ankunft eines Dampfschiffes bedeutet stets ein außerordentliches Ereignis für das neugierige Publikum, unter welches sich dann noch viele Packträger, Fremdenführer und Verkäufer von Früchten u. dgl. mischen.

Das Schauspiel, das die bunte Menge bot, war von eigenartig exotischem Reiz: Eingeborene in ihrer bunten Nationaltracht; die Angehörigen der höheren Kasten in langen samtenen Mänteln, den Kopf mit einer Mütze bedeckt, welche große Ähnlichkeit mit der Mitra unserer Bischöfe hatte; die Priester mit ihren kahlgeschorenen Häuptionen; die halbnackten Lastträger. Den Hintergrund des Bildes, das diese bunte, lärmende Menge gewährt, bildet die Hauptstadt mit ihren unzähligen Palästen, Obeliskten und

Türmen, in deren goldenen Verzierungen sich die Sonnenstrahlen tausendfach brechen.

Ein birmanischer Offizier und Bürgersmann näherten sich dem Schiffe, als wir auf dem Landungsplatze angelangt waren. Jener trug Galauniform. Die vorhin beschriebene Mütze war bei ihm durch ein Gitterwerk von Edelsteinen so reich verziert, daß sie, dadurch beträchtlich schwer geworden, fortwährend auf seinem Kopfe hin und herschwankte und zu fallen drohte. Er half sich sehr sinnreich durch ein Instrument, das einem Papiermesser sehr ähnelte und das er in der rechten Hand trug. Mit diesem hielt er die widerspenstige Mütze auf ihrem Platze, sowie die Haare in Ordnung, die sich ihrer Frisur zu entlösen drohten. Der Mantel, der ihm bis auf die Fersen fiel, war ebenso wie die Mütze von scharlachrotem Samt und die langen Ärmel waren reich mit Gold gestickt. Unter diesem Kleidungsstück trug er ein zweites gleichlanges aus gelber Seide, dazu samtene goldgesteppte Pantoffeln.

Ein Knabe, welcher mir sofort durch seinen außerordentlich feinen Gesichtsbau auffiel, trug dem Offizier die beiden Gegenstände nach, ohne die man sich einen Birmanen von Rang nicht denken kann: eine goldene Schachtel mit Betel und einen Spucknapf von gleichem Metall. Von Zeit zu Zeit streckte der Offizier graziös die Hand aus, nahm eine Prise Betel, steckte ihn in den Mund, kaute ihn gut und spuckte dann mit großer Geschicklichkeit den roten Saft in den dargereichten Napf.

Der Bürger, der mit ihm gekommen war, trug armenische Kleidung und gab sich auch durch seine Gesichtszüge sofort als einen Kaukasier zu erkennen.

»Der Armenier ist der Eigentümer der Waren, die ich geladen habe,« sagte der Kapitän, der unbemerkt an mich herantreten war. »Der Birmane aber ist ein Zolloffizier. Der Kaiser von Birma sucht die Europäer nur in jenen Dingen nachzuahmen, in denen sie nicht nachahmenswert sind. Er belastet seine Untertanen mit ungeheuren Steuern und Abgaben, die früher unbekannt waren.«

»Darf ich ans Land gehen?

»Noch nicht, erst muß der Zollbeamte die Erlaubnis dazu erteilt haben. Ich will dem Beamten entgegengehen und hoffe durch ein wenig Höflichkeit die peinlichen Formalitäten abzukürzen und freie Landung zu erreichen.«

Der Kapitän, ein Vollblutengländer, entfernte sich langsam und näherte sich dem Zolloffizier, der in diesem Augenblick an Bord stieg. Er wechselte nach einer leichten Verbeugung einige Worte mit ihm und verschwand dann mit ihm in seiner Kajüte, wo die beiden wohl eine halbe Stunde verblieben.

Der Kapitän erschien zuerst wieder. Er winkte mich zu sich heran.

»Sie wünschen, Herr Kapitän?«

»Der Beamte wünscht Sie zu sprechen.«

Ich ging in die Kajüte.

Der Offizier hockte zusammengekauert auf einem Sessel und kaute Betel. Elegant erschien er in dieser Stellung gerade nicht. Es mag dem Türken gut stehen, wenn er auf einem Sofa oder einem Teppich kauert, aber einen Mann auf einem Stuhle hocken zu sehen, kann doch nicht anders als zum Lachen reizen.

Ich machte dem Beamten eine leichte Verbeugung und fragte: »Was wünschst du von mir?«

Er spuckte zweimal in den goldenen Napf und fragte dann in gebrochenem Englisch: »Wie heißest du?«

Ich nannte meinen Namen.

Eine Pause entstand: »Woher kommst du?«

»Von Rangoun.«

Neues Stillschweigen.

»Bist du ein Kaufmann?«

»Nein!«

»Was bist du also?«

»Ich bin ein Schriftsteller.«

Und wieder entstand eine minutenlange Pause.

Der Kapitän betrachtete mich verstohlen, weil ich mit dem Lachen kämpfte.

»Du wirst nach Rangoun zurückkehren.«

Waren diese Worte im Tone der Frage oder des Befehles gesprochen? Ich konnte mir nicht sofort klar darüber werden.

»Ich werde allerdings nach Rangoun zurückkehren, sobald ich Amarapura besichtigt habe,« gab ich zur Antwort.

»Du wirst es nicht besichtigen.«

»Warum denn nicht?«

»Weil ein Erlaß Seiner Majestät des Kaisers allen nicht handel-treibenden Fremden den Besuch der Hauptstadt verbietet,« entschied der Birmane in jenem Amtstone, den alle Beamten anzunehmen pflegen, welche im Namen ihres Souveräns sprechen.

»Ist der Besuch der Hauptstadt auch jenen Reisenden verboten, die ein Begleitungsschreiben der Königin von England mitbringen?« fragte ich lächelnd.

»Hast du ein solches?« rief der Hafenbeamte erstaunt.

»Die Besichtigung Amarapuras ist auch demjenigen untersagt, der nachweist, ein Freund des Wongy Mangvé-Mengyi zu sein?«

»Herr! Du bist ein Freund des Wongy?« schrie der Beamte abermals, sprang, mich erstaunt betrachtend, auf die Füße und machte mir eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung.

Ich nahm aus meinem Portefeuille den Brief des Majors, der in eine Pergamenthülle geschlossen und mit seltsamen Hieroglyphen in birmanischer Schrift bedeckt war und gab ihn dem Höfling. Er griff nach dem Pergament, prüfte aufmerksam die Adresse sowie die Siegel und gab es mir dann mit einer Verbeugung zurück.

»Warum sagtest du mir nicht sogleich, daß du unter dem Schutze der Königin von England stehst und ein Freund unseres Wongy bist? Ich hätte dich dann sofort begrüßt, wie es einem Pair von England gebührt,« sagte er.

»Du tatest nur deine Pflicht. Kann ich jetzt ans Land gehen?«

»Ja.«

»Du hast mir sonst nichts zu sagen?«

»Nichts, Herr!«

Ich verließ die Kajüte und ging auf das Deck, wo sich wenige Minuten später auch die edelsteinbesetzte Mütze mit dem Kapitän und dem Armenier wieder einfand. Der Kaufmann zählte dem Zollbeamten 50 Pfund Sterling auf die Hand, der sie gleichgültig einsteckte und gemächlich das Schiff verließ. Er hatte die fälligen Abgaben und Taxen einkassiert. Weiter blieb ihm hier nichts zu tun übrig.

Ich verabschiedete mich von dem Kapitän, rief einen Lastträger, dem ich mein geringes Reisegepäck übergab, warf das Gewehr über die Schulter und stieg ans Land.

Amarapura liegt auf einem leicht erhöhten Terrain zwischen dem See und dem Fluß. Während der Regenzeit erhält die Stadt die Form einer Insel, da alsdann der Fluß aus seinen Ufern tritt und die Umgegend unter Wasser setzt, Amarapura seiner erhöhten Lage wegen allein verschonend.

Holzbrücken vermitteln die Verbindung der Stadt mit den Feldern und umliegenden Dörfern. Die Landungsbrücke ist 3 Kilometer lang und 15 Meter breit, die andern geben ihr nicht viel nach. Amarapura bildet ein Quadrat, dessen einzelne Seiten 1600 Meter in der Länge messen, und wird von einer festen Mauer umschlossen, die 6 Meter hoch ist und von 56 Türmen gekrönt wird. Zwölf Tore, auf jeder Seite drei, führen in die Stadt. In einer Entfernung von 30 Meter zieht sich um sie ein 6 Meter tiefer und ebenso breiter Festungsgraben, der mit Zugbrücken versehen ist und in Kriegszeiten ein nicht zu unterschätzendes Hindernis für die Feinde bildet.

Die Hauptstadt ist somit eine Festung ersten Ranges für das Land und für asiatische Truppen geradezu uneinnehmbar.

Unterwegs fragte ich den Lastträger: »Weißt du, wo Wongy Mangvé wohnt?«

»Gewiß, er wohnt in unmittelbarer Nähe des Tempels des Senmeng,<sup>1</sup> da ihn Seine glorreiche Majestät zu dessen Ritter ernannt hat.«

»Ist dieser Posten so ehrenvoll?« fragte ich etwas erstaunt, daß ein hoher Würdenträger des kaiserlichen Hofes zum Ritter eines Elefanten bestellt wurde.

»Ohne Zweifel! Würde ihn sonst der Kaiser seinem treuen Wongy zuweisen?«

Nach einer guten Stunde gelangten wir über eine Zugbrücke zu einem der Stadttore, das von vier Soldaten bewacht wurde. Sie lagen auf der Erde, die unvermeidliche Betelschachtel neben sich und die nach alter Art gearbeiteten Gewehre zwischen den Knien. Als sie mich erblickten, kreuzten sie dieselben, mir auf diese Weise den Eintritt verwehrend.

Aus einem hölzernen Häuschen trat ein Offizier, lehnte sich gemächlich an die Mauer und frug mich barsch in birmanischer Sprache: »Wohin willst du?«

Ich hatte bereits in meinem Vaterlande die Gelegenheit wahrgenommen, mir in etwas diese Sprache anzueignen und entgegnete also ebenfalls in ihr und nicht weniger barsch: »In die Stadt.«

»Du sprichst unsere Sprache?« rief der Soldat überrascht.

»Du erwartetest es wohl nicht?« fragte ich nicht ohne Stolz.

»Nein!«

»Warum fragtest du mich dann auf birmanisch?«

Der Offizier zog es vor, diese berechtigte Frage unbeantwortet zu lassen und setzte das Verhör fort: »Besitzest du die Erlaubnis, die Stadt zu betreten?«

»Ich bin ein Freund Mangvé-Mengyis.«

»So magst du passieren. Aber spute dich, denn binnen kurzem möchte dir die Freundschaft des Wongy verhängnisvoll werden.«

»Wieso?« forschte ich, bestürzt über diese Eröffnung.

---

<sup>1</sup>Senmeng – der weiße Elefant, dem in Hinterasien göttliche Ehren erwiesen werden.

»Du wirst es erfahren zu seiner Zeit. Jetzt beeile dich, wenn dir dein Leben lieb ist.« Damit kehrte er mir den Rücken und entfernte sich rasch.

Nachdenklich betrat ich die Stadt. Welche Bedeutung sollte ich jenen Worten beimessen? Die Freundschaft des Wongy konnte mir in einer kurzen Spanne Zeit verhängnisvoll werden. Aber warum das? Sollte der Wongy in Ungnade bei dem Kaiser gefallen sein? War es denn klug von mir, mich als seinen Freund auszugeben, ihn überhaupt aufzusuchen? Konnte er nicht auch mich in mehr oder minder schwerer Weise mit in sein Verhängnis verwickeln?

Aber vielleicht war es auch nur ein Scherz von dem Offizier gewesen. Die Freundschaft des Wongy *konnte* mir verhängnisvoll werden; bis jetzt also war sie es noch nicht.

»Zum Tempel des Senmeng!« befahl ich meinem Begleiter, einen entschiedenen Anlauf nehmend.

Wir schritten weiter.

Amarapura ist sehr regelmäßig gebaut. Lange saubere Straßen führen von einem Tore der Stadt zu dem anderen und schneiden sich in geraden Winkeln. Die Straßen sind nicht gepflastert, sondern aus festgestampfter Tonerde gebildet. Sie sind bei trockener Witterung vorzüglich, aber während der großen Regen werden sie fast ungangbar; in den Hauptstraßen versinkt man dann bis über die Knie und noch tiefer im Schlamm.

In der Mitte der Straßen, wenige Schritte von den Häusern entfernt, erheben sich zwei Reihen von Palisaden, hoch und solid gearbeitet, die mit weißer Kalkfarbe bestrichen und von Terrakottavasen gekrönt sind, aus denen liebliche Blumen wohlriechende Düfte entsenden. – Auf diese Weise werden die an sich sehr breiten Straßen in drei schmale Gänge geteilt, von denen der mittlere der breiteste ist. Wer von einer Seite der Straße auf die andere gelangen will, muß daher weite Umwege beschreiben, ehe er sein Ziel erreicht. Diese eigenartigen Palisaden führen den Namen Yaja-mat oder kaiserliche Palisaden und verfolgen den Zweck, das

Volk bei einem etwaigen Ausgange des Monarchen abzuhalten, sich an diesen heranzudrängen. Die orientalischen Herrscher und darunter besonders der von Birma, verbergen sich gerne unter einem mysteriösen Schleier vor ihren Untertanen, weil sie glauben, dadurch majestätischer zu erscheinen. Sie lassen sich deshalb selten sehen.

Im Vergleich mit den Straßen erscheinen die Häuser, die sich zu ihren Seiten hinziehen, armselig. Der Brand von 1831 zerstörte zwei gute Dritteile der Hauptstadt, darunter die herrlichsten Paläste, prachtvolle Tempel und die reichsten Wohngebäude. Die Stadt wurde zwar wieder aufgebaut; aber während die Tempel und wenigen öffentlichen Gebäude in noch größerem Glanze erstanden und die alten an Schönheit und Reichtum verdunkelten, gestalteten sich die Privathäuser dürftig. Viele Städter verließen die Hauptstadt, weil das Leben dort teuer ist und die zahllosen Holztempel eine stete Gefahr im Falle des Ausbruches eines Feuers sind und siedelten sich anderswo an. Nur die Beamten und die ärmere Klasse blieben zurück.

In der Mitte der Stadt befindet sich der prachtvolle kaiserliche Palast. Er bildet ein Quadrat, dessen Seiten parallel mit der Mauer laufen, die Amrapura umschließt. Drei Mauergürtel umgeben den mittelsten Teil, die Wohnung des Monarchen, denn eigentlich besteht der Palast aus einer Anhäufung von Gebäuden. Diese sind unter einem gemeinsamen Dache vereinigt, welches von reich mit vergoldeter Holzschnitzerei verzierten Säulen getragen wird, und teilweise aus Holz, teilweise aus Steinen errichtet sind.

An der nördlichen Mauer erhob sich der ganz aus vergoldetem Holze erbaute Tempel des weißen Elefanten – das Ziel meines Weges.

Die wenigen Personen, die uns begegneten, waren lediglich Eingeborene. Keiner von ihnen schenkte mir auch nur einen Blick; sie sprachen eifrig miteinander, ihre Gesichter drückten unverkennbar Furcht und Schrecken aus.

»Hat die Stadt vielleicht ein schweres Unglück betroffen?« fragte ich meinen Führer.

»Nicht, daß ich wüßte,« lautete die Antwort.

»Die Leute, die uns begegneten, schienen mir so niedergeschlagen.«

»Auch ich machte bereits diese Wahrnehmung. Niemand kümmert sich um dich, niemand fragt mich, wer du seiest, damit ich ihnen erzählen könnte, daß ich heute die Ehre habe, einen Pair von England zu führen,« sagte der Packträger mit betrübter Naivetät.

Wir gelangten jetzt in die Nähe einer Gruppe von fünf Personen, die eifrig gestikulierten.

»Der weiße Elefant —« hörten wir einen von ihnen sprechen.

Dieses Wort erregte die Neugierde des Packträgers. »Entschuldige mich, Herr,« sagte er und näherte sich der Gruppe. Ich ging unterdessen langsam weiter.

Bald holte er mich ein. Seine Züge zeigten hohen Ernst.

»Was hast du in Erfahrung gebracht?« erkundigte ich mich.

»Ein schweres Unglück bedroht Amarapura, Herr!«

»Ist der Kaiser erkrankt?« fragte ich, da ich die Worte des Trägers sofort in Verbindung mit jenen brachte, die der wachthabende Offizier zu mir gesprochen. »Es ist schlimmer, Herr, viel schlimmer.«

»So sprich doch!« rief ich ungeduldig.

»Der weiße Elefant —«. Er stockte.

»Ist entflohen?«

»Wenn es nur das wäre!«

»Also krank?«

»Er liegt im Sterben!« sagte der Mann tieftraurig.

»Im Sterben?« wiederholte ich erschrocken.

»Im Sterben, ja, vielleicht ist er auch schon tot. Buddha, rette den Kaiser!«

Der Leser möge sich nicht darüber wundern, daß mich die Nachricht von der tödlichen Erkrankung des weißen Elefanten in große Bestürzung versetzt hatte. Diese war durchaus nicht von weichlichem Mitleid mit dem Tiere selbst hervorgerufen.

Ich dachte dabei hauptsächlich an den Mann, an dem ich einen Freund und eine Stütze in diesem fremden Lande zu finden gehofft hatte und für den der Tod dieses Tieres den materiellen und moralischen Ruin bedeutete.

Grübelnd folgte ich meinem Führer nach dem Tempel, dessen Fassade einem großen Platze zugekehrt und reich mit Schnitzerei und Gold verziert war. Die Hauptpforte war geschlossen und eine Kompagnie Soldaten lagerte vor ihr auf der Erde, die Flinten zwischen den Knien. Eine große Menschenmasse hatte sich auf dem Platze angesammelt, hielt sich aber in scheuer Entfernung von den Wärtern des heiligen Ortes.

»Der Tempel ist verschlossen. Das heilige Tier wird auf das sorgfältigste gehütet,« erklärte mir der Träger.

»Wo wohnt der Wongy?« erkundigte ich mich statt aller Antwort.

Er deutete auf ein elegantes Gebäude in unmittelbarer Nähe des Tempels.

Ich wandte mich nach dieser Richtung. Vor der Pforte verabschiedete ich den Träger und klopfte.

Der heraustretende Diener stieß einen Schrei des Erstaunens aus. »Großer Buddha! Ein Engländer!«

Die Birmanen halten alle Europäer für Engländer.

»Ist dein Herr zu Hause?« fragte ich.

Er bejahte.

»Melde mich ihm. Ich habe notwendig mit ihm zu sprechen.«

Meine Worte schienen den Diener zu verwundern.

»Unmöglich! Der Wongy ist heute für niemand zu sprechen,« entgegnete er.

»Mit mir wird er gewiß eine Ausnahme machen. Willst du mich melden?«

»Ich weiß nicht, ob ich es wagen darf —« meinte der Sklave schwankend.

»Gut denn, ich gehe! Aber du trägst die Verantwortlichkeit für deine Hartnäckigkeit. Der Zorn deines Herrn wird dich treffen.«

Seine Worte erschreckten den braunen Diener.

»So tritt ein, Herr. Ich will den Zeremonienmeister des Wongy rufen. Dem magst du deine Wünsche vortragen.«

Ich folgte seiner einladenden Handbewegung und trat in eine geräumige, aber niedrige Halle, die von acht Säulenreihen getragen wurde und aus der eine Türe in einen selten schönen Garten führte.

Der Diener schloß die Hauptpforte und sagte: »Erwarte mich hier, ich will den Zeremonienmeister holen.«

Damit stieg er in den ersten und einzigen Stock des Hauses hinauf. Wohl eine Viertelstunde mußte ich in der Halle warten, doch vertrieb ich mir die Zeit mit einer eingehenden Betrachtung derselben.

In ihrer Ausstattung trat der Geschmack der Indier in seiner ganzen Eigenart hervor. Die Decke imitierte den blauen Himmel mit seinen funkelnden Sternen. Die Wände waren aus lackiertem Holze und wirklich vollendeter Holzschnitzerei versehen. Diese Schnitzereien stellten die heiligen Tiere des Landes vor und waren Bildhauerarbeiten aus der kaiserlichen Schule. Reich vergoldete Türen mit Angeln aus getriebenem Silber führten in die Wohnräume des Erdgeschosses. Den Fußboden überspannte ein prachtvoller Teppich aus Baumwollstoff mit bunten Arabesken.

Noch war ich in Betrachtung verloren, als rasche Schritte die Treppe herabkamen. Ein junger Mann, reich in blaue Seide gekleidet, und ein ebensolches Tuch nach Art eines Turbans lose um das Haupt geschlungen, trat mir mit einer so tiefen Verbeugung gegenüber, daß seine Stirne fast den Boden berührte. Er trug das

Kinn glatt rasiert und seine Gesichtszüge wären sympathisch zu nennen gewesen, hätten nicht die Augen so unruhig hin- und hergeflackert.

»Ich bin der Zeremonienmeister des Wongy. Du wünschst mit demselben zu sprechen?«

»Allerdings. Ich bringe ihm einen Brief von einem seiner Freunde, der zugleich auch der meinige ist.«

»Der Wongy kann heute niemand empfangen. Gib mir das Schreiben, ich werde es ihm übergeben und dich dann wissen lassen, wann er sich herablassen will, dir sein Angesicht zu zeigen,« entgegnete der Zeremonienmeister in der blumenreichen Sprache des Orients.

»Das Schreiben muß ich ihm persönlich übergeben.«

»Das geht nicht. Nach der Sitte darf er es nur aus meinen Händen empfangen.«

»Es ist ein Handschreiben eines hohen europäischen Würdenträgers – meinst du, daß ich es in die Hände eines Sklaven legen werde?« antwortete ich mit allem Hochmut, der mir zu Gebote stand und der dem Reisenden im Oriente unumgänglich nötig ist.

»Ich bin der Zeremonienmeister des Hüters des weißen Elefanten,« gab der junge Mann empfindlich zurück.

»Aber trotzdem sein Sklave. Oder willst du dies vielleicht leugnen?« fragte ich verächtlich.

»Folge mir! Ich werde dich dem Wongy melden,« sagte er endlich, jede weitere Rede abschneidend.

Er führte mich die Treppe hinauf in ein großes Gemach, dessen echt orientalische Pracht fast beengend wirkte. Der Fußboden war mit wertvollen Teppichen überspannt, die Wände reich mit Gold, Perlmutter und Elfenbein ausgelegt. Niedrige Stühle von bizarr geschweifter Form reihten sich um einen großen Tisch. Eine farbige Glastüre führte auf einen Balkon, von dem aus man eine entzückende Aussicht auf den Garten und den heiligen Tempel genoß.

Ein kostbarer seidener Vorhang schied das Zimmer in zwei Teile, von denen der eine für die Männer, der andere für die Frauen bestimmt war, die hier, geschützt durch die Portiere, ungestört sitzen und die Gäste ihres Gatten-, Vaters oder Bruders beobachten konnten.

»Erwarte mich hier, ich gehe zu Mangvé-Mengyi. Ich will hoffen, daß er sich gnädig erweist und dir gestattet, dich ihm zu zeigen,« sagte mein Führer und verschwand.

Ich ließ mich auf einem der Sessel nieder und betrachtete die Kupferstiche, die an den Wänden hingen. Es waren nur Genrebilder und Landschaften. Sie besaßen keinesfalls besonderen künstlerischen Wert.

Wohl eine Stunde mochte ich in dem Salon verbracht haben, als endlich der Zeremonienmeister eine Seitenportiere zurückschlug und dem Wongy voran in den Saal trat.

Der Hüter des Senmeng war ein nicht mehr junger Mann von robustem Körperbau und mittlerer Statur mit starker Neigung zu Fettleibigkeit. Er war in ein weites Gewand von scharlachrotem Samt gehüllt, und trug auf dem Haupte einen seidenen Turban von gleicher Farbe. Das Kinn hatte er glatt rasiert, Haare und Schnurrbart waren bereits ergraut; seine Gesichtszüge waren angenehm, aber der Stempel tiefer Traurigkeit war daraufgedrückt.

»Der Wongy!« sagte der Zeremonienmeister mit einer vorstellenden Handbewegung. Ich sprang auf und verneigte mich.

»Du hast mich zu sprechen gewünscht. Was ist dein Begehrt?« begann Mangvé-Mengyi.

»Ich habe dir Grüße zu bestellen von deinem Freunde, dem Major Faire. Er sendet dir dieses Schreiben.« Ich zog den Brief hervor und übergab ihn dem Birmanen. Dieser nahm ihn, las die Aufschrift und legte ihn beiseite.

»Ein Brief meines englischen Freundes ist mir von hohem Werte. Aber augenblicklich fehlt mir die Zeit, ihn zu lesen, ich werde

es später tun. Natürlich wirst du während der Dauer deines Aufenthaltes hier bei mir wohnen. Betrachte mein Haus als das deine und laß es dir bei mir gefallen. Morgen hoffe ich mehr mit dir sprechen zu können.«

»Ich danke dir herzlichst für die angebotene Gastfreundschaft, aber ich kann sie nicht annehmen,« erklärte ich.

»Willst du mich beleidigen?« rief der Wongy erzürnt.

»Das liegt mir ferne. Aber du selbst sagst, daß du augenblicklich sehr beschäftigt bist. Da möchte ich dir nicht auch noch beschwerlich fallen. Überdies – du scheinst mir betrübt. Muß ich da nicht fürchten, mit meiner Anwesenheit unliebsam deine Ruhe zu stören?«

»Du störst mich nicht im geringsten, sondern machst mir im Gegenteil eine große Freude, wenn du meine Einladung annimmst,« wies Mangvé-Mengyi meine Bedenken zurück.

»Ich danke dir nochmals, aber ich muß sie wirklich zurückweisen. Ich habe meine Gründe dafür, die ich dir jedoch jetzt noch nicht nennen kann. Vor meiner Abreise will ich es tun.«

Der Wongy blickte eine Weile still zu Boden, wie es schien, in trübe Gedanken versunken. Dann kehrte er sich gebieterisch zu dem Zeremonienmeister: »Laß uns allein.«

Der Sklave gehorchte.

»Nimm Platz,« wandte sich Mangvé wieder zu mir, auf einen Sessel deutend. Er selbst ließ sich mir gegenüber nieder.

»Lord Faire empfiehlt dich mir. Ich kenne meinen englischen Freund gut genug, um zu wissen, daß er mir niemals einen Mann empfehlen würde, der meines Hauses unwürdig ist,« fuhr er dann fort.

»Das glaube ich auch,« entgegnete ich trocken.

»Du bist ein Edelmann und gefällst mir.«

Ich quittierte die Schmeichelei mit einer leichten Verbeugung.

»Du bist auch gelehrt. Du bist der einzige Europäer meiner Bekanntschaft, der unsere Sprache spricht.«

»Ich kenne kaum zwanzig Worte davon,« wehrte ich ab.

»Nein, du sprichst sehr gut birmanisch. Wärest du nicht als Engländer gekleidet, ich würde wahrhaftig glauben, du seiest an den Ufern des Irawadi geboren. Gewiß bist du auch ein großer Arzt,« sagte der Wongy, der ebenfalls in dem Glauben befangen war, daß jeder Europäer ein vorzüglicher Mediziner sein müsse.

Ich antwortete bejahend auf seine Frage. Ich verstand ja ein wenig von der Arzneikunde; aber hätte ich das auch geaugnet, er hätte mir doch nicht geglaubt.

»Die europäischen Ärzte verstehen viel mehr, als die birmanischen,« fuhr der freundliche Alte fort.

»Auch in Ara<sup>1</sup> ist die Heilkunde weit vorgeschritten,« entgegnete ich sehr gegen meine Überzeugung.

»Ich weiß, daß mein Vaterland groß ist in jeder Beziehung, aber die Gabe, Krankheiten zu heilen, verlieh Buddha den Engländern. Herr, möchtest du mir einen großen Gefallen erweisen?«

»Jeden, der in meiner Macht steht.«

»Wenn es dir gelingt, rettetest du mir das Leben und machst du mich ewig zu deinem Schuldner.«

Ich erriet jetzt, welche Gefälligkeit der Wongy von mir wünschte. Der weiße Elefant lag im Sterben und sein Hüter hielt mich für einen berühmten Arzt, ja, das war ich, aber doch kein Tierarzt!

»Sprich,« sagte ich.

»Du weißt wohl, daß ich der Hüter des Senmeng bin.«

»Gewiß! Erlaube mir, daß ich dir zu dieser hohen Ehre gratuliere.«

»Danke, aber jetzt steht vieles auf dem Spiele. Seine Hoheit ist tödlich erkrankt. Wehe mir! Stirbt er, so bin ich verloren. Der Kaiser zieht meine Güter ein, mein Weib wird von ihren Eltern verstoßen werden, mein einziger Sohn muß in die Verbannung wandern und ich – ich –« Er brach ab und senkte müde den Kopf.

»Und du?«

---

<sup>1</sup>Siam.

»Ich werde getötet,« entgegnete er dumpf.

»Auch wenn der Senmeng eines natürlichen Todes stirbt?«

»Auch dann.«

»Aber das ist eine Ungerechtigkeit.«

»Das Gesetz schreibt es so vor. Das Gesetz aber hat der Kaiser gemacht und was der Kaiser will, ist gut. Deshalb bitte, ja beschwöre ich dich, begleite mich in den Tempel und untersuche den Elefanten. Wer weiß, vielleicht gelingt es dir, ihn wieder herzustellen,« flehte der alte Mann.

»Ich bin aber kein Tierarzt,« entgegnete ich. Das Verlangen war doch zu seltsam, als daß ich ihm gern entsprochen hätte.

»Der weiße Elefant ist aber auch kein gewöhnliches Tier. Er ist der Schutzgeist des Kaisers und sein geheiligtes Leben gilt mir mehr als das Leben von zehntausend Mann oder hunderttausend Frauen,« erklärte der Wongy.

Sollte ich die Bitte abschlagen? Ich hätte es gern getan, denn die Aussicht, einen Elefanten kurieren zu sollen, hatte wenig Verlockendes für mich.

Aber vielleicht fand ich ein Mittel. So entschied ich mich kurz.

»Ich stehe zu deiner Verfügung.«

»Dank! – Dank!« rief der Alte erfreut. »O ich wußte wohl, daß ich dein edles Herz nicht vergeblich anrufen würde. Aber ehe ich dich in den Tempel führe, mußt du mir Versprechen, mein Gast zu sein.«

»Ich verspreche es dir.«

»Ich danke dir! Doch erlaube mir noch eine Bemerkung. Deine europäische Kleidung wird dir hier sehr hinderlich werden. Sie fällt unangenehm auf und wird überall die Aufmerksamkeit auf dich lenken.«

»Du meinst also, ich solle mich nach birmanischer Art kleiden?«

»Ja, das meine ich.«

»Ich würde mich wohl dazu verstehen, aber ich glaube nicht, daß es viel helfen würde. Meine Gesichtszüge und Hautfarbe verraten mich ja doch sofort als Europäer.«

»O darauf achtet niemand. In birmanische Kleidung gehüllt, verschwindest du unter der Menge.«

»Gut denn, ich werde sofort gehen, und mir ein solches Gewand kaufen.«

»Nein, das ist unnötig. Ich werde dir eines zur Verfügung stellen, wie es sich für deinen Rang und deine Stellung ziemt – ziemt auch für den Mann, der den Schutzgeist des Kaisers heilen soll.«

»Ich nehme mit Dank dein gütiges Anerbieten an, aber du würdest mich doppelt verpflichtet, wenn du das Gewand mir sofort übergeben ließest. Wir wollen den Besuch beim Senneng nicht aufschieben.«

»Du hast recht. Verzeih, wenn ich dir Speise und Trank erst später anbieten werde. Jetzt mag dich mein Zeremonienmeister vor allem in meine Garderobe führen, wo du dich umkleiden kannst.«

Der Hüter des heiligen Tieres klatschte in die Hände, der Zeremonienmeister erschien.

»Führe diesen fremden Wongy in meine Garderobe und hilf ihm, das beste meiner Gewänder anzulegen,« befahl ihm sein Herr.

Über einen langen Korridor hinweg gelangten wir in die Garderobe, ein mäßig großes Zimmer.

Da hingen an den Wänden die langen mantelähnlichen Oberkleider aus dunkelblauem, weißem und cremefarbenem Samt neben den Unterkleidern aus feinsten Seide und – nach orientalischer Sitte – sehr lange Hosen. Da hingen auch seidene Jacken, wie sie die Diener nötig hatten und auf zwei langen Tafeln lagen Baretts in allen Farben, Formen und Größen und daneben elfenbeinerne Instrumente, ähnlich jenem, das ich den Zolloffizier hatte handhaben sehen, sowie Kassetten für den unentbehrlichen Betel, Spucknäpfe von Gold, Silber, Elfenbein und Bein, zum Teil

fein ziseliert und viele Hörrohre, von denen fast jeder birmanische Würdenträger eines zur Seite hängen hat.

Ich warf meinen Rock ab, nachdem ich seine Taschen ihres Inhaltes entledigt. Der Zeremonienmeister riet mir, auch die Hosen und die Weste abzulegen, aber dazu wollte ich mich nicht verstehen, sondern zog das hemdähnliche Unterkleid aus weißer Seide über diese europäischen Kleidungsstücke an und warf dann noch einen cremfarbigen Mantel um, der meine Gestalt ganz verhüllte und in dessen weiten Taschen ich auch den früheren Inhalt meines Rockes unterbrachte.

Die Schwere des samtenen Oberkleides empfand ich allerdings nicht besonders angenehm. Amarapura liegt unter dem dreiundzwanzigsten Grad südlicher Breite.

Ich setzte noch ein samtenes Barett auf den Kopf, hing ein silbernes Hörrohr an meine Seite und nahm in die Hand die Betelkassette und den Spucknapf.

»Entledige dich erst noch der Stiefel, Herr,« bat mich höflich der Zeremonienmeister.

»Aber ich sehe hier keine andere Fußbekleidung als Pantoffeln,« entgegnete ich.

»Bei uns gehen alle, selbst der Kaiser, in Pantoffeln. Wenn du also unsere Tracht anlegen willst, mußt du auch die Pantoffeln tragen.«

Dieser Brauch war aber gar nicht nach meinem Geschmack.

Die Straßen waren schlecht; jeder Tag konnte Regen bringen.

»Die Stiefel kann ich nicht ablegen. Laß uns jetzt zum Wongy zurückkehren,« entschied ich.

»Du bist der Herr und ich muß dir gehorchen, doch bitte ich dich, dem Wongy zu sagen, daß es nicht meine Schuld ist.«

»Fürchte nichts! Ich werde dem Wongy sagen, daß ich sehr zufrieden mit dir bin.«

Dieses Lob ließ ihn vor Wonne strahlen. Er drückte die Hände an die Stirne und verneigte sich bis zur Erde.

»Laß wenigstens das Gewehr hier,« bat er noch.

»Das behalte ich bei mir.«

»Aber ich bitte dich, Herr! Du trägst ja schon zwei kleine Feuerwaffen, sowie einen Dolch bei dir. Hast du an diesen Waffen noch nicht genug?«

»Die Waffen sind die Ehre des Mannes und ich trenne mich nicht von den meinen.«

»Aber in ganz Amarapura sieht man nichts dergleichen.«

»So wird man es jetzt sehen.«

»Auf diese Weise gibst du dich sofort als Europäer zu erkennen.«

»Den wird man auch ohne die Waffen herausfinden. Gehen wir jetzt. Dein Herr erwartet uns.«

Wieder ging es über den langen Korridor zurück in den Saal, in dem der Berater der birmanischen Krone meiner wartete. Sein Antlitz drückte nun nicht mehr so tiefe Niedergeschlagenheit aus, als er mich sah, blitzte es sogar freudig auf in seinen Augen.

»Gehen wir zu dem Senneng,« sagte er.

Der Weg zum Tempel führte durch den großen, wohlgepflegten Garten. Zu jeder anderen Zeit hätte ich dessen entzückende Schönheit bewundert. Die seltensten tropischen Gewächse fanden sich hier vereinigt. Jetzt jedoch konnte ich dieser Pracht nur einen flüchtigen Blick schenken, auch nur flüchtig den schönen Tempel bewundern. Der Wongy hatte Eile; sein Elefant lag ihm zu sehr am Herzen.

Hastig durchschritten wir den Garten und gelangten an eine Seitenpforte des Tempels. Der Wongy schloß sie auf, ich überschritt die Schwelle und – befand mich ›Seiner Hoheit‹ gegenüber.

## ZWEITES KAPITEL. DIE FLUCHT.

Der weiße Elefant steht in ganz Hinterindien in hohem Ansehen; wahrhaft göttliche Ehren aber erweist man ihm doch nur in den beiden Reichen Siam und Birma.

Vor alten Zeiten waren die weißen Elefanten besonderes Eigentum der Krone. Die früheren Herrscher von Birma ritten nur auf diesen Tieren. Der weiße Elefant war, sozusagen, die Verkörperung des kaiserlichen Glückes. Befand er sich wohl, dann stand es gut um das Land, erkrankte er, so war das ein offenkundiges Zeichen, daß Buddha zürnte und schweres Unglück über den Staat hereinbrechen würde, starb er gar, so war der Bestand desselben in höchster Gefahr. Dann mußte so schleunig als möglich ein neuer Schutzgeist für den Kaiser gesucht werden und die Zeit, die während dieses Suchens verging, war eine Zeit der Angst und Trauer für das Volk. Oft dauert dieses Suchen sehr lange, denn die weißen Elefanten sind selten.

Der nun im Sterben liegende Elefant residierte seit fünfzig Jahren in seinem Tempel und während dieses langen Zeitraumes hatte sich in dem großen Kaiserreich noch nicht ein würdiger Nachfolger für ihn gefunden, eine einzige Ausnahme abgerechnet, von der ich später sprechen werde.

Der Tempel, in den wir eintraten, war in der Form einer hohlen Pyramide erbaut. Den Grund bildete ein 10 Meter langes und ebenso breites Viereck, von dem die Mauern in der Weise emporstiegen, daß sie einen Winkel von 60 Grad darstellten und in der Höhe von 12 Meter zusammenstießen.

Der Fußboden war von einem kostbaren Teppich von ausgesucht feiner Arbeit bedeckt; in den fast ganz vergoldeten Wänden waren in der Höhe von 3 Meter mehrere schmale, schießschartenähnliche Fenster eingelassen, durch welche das Licht in den eigenartigen Raum eindrang.

Senmeng, ein riesiges Tier von mehr als 3 Meter Höhe, mit einem gewaltigen Kopfe und tadellos schönen langen Stoßzähnen, lag auf dem Teppich. Die Farbe seiner Haut war ein mattes Weiß, die Ohren und der Rüssel wiesen leichte Flecken auf, wie wir sie fast bei allen Tieren dieser Art finden.

Er war ohne Zügel, doch lag sein Zaumwerk in geringer Entfernung von ihm auf dem Teppich. Der mit einem Häkchen versehene Stachel war von massivem Golde mit kristallem Griff und seiner ganzen Länge nach mit Perlen und Rubinen besetzt. Daneben lagen auch die Abzeichen seiner Würde: eine dreifache Krone aus rotem Tuche, reich mit großen Rubinen und Diamanten von reinstem Wasser besetzt, sowie ein Diadem, das sonst gewöhnlich die Stirne des heiligen Tieres umschloß und an welchem der Talisman befestigt war, ein Ring von neun kostbaren Edelsteinen, die vor dem bösen Blick schützen sollten. Ein Halbmond, ebenfalls aus wertvollem Gestein, hing von dem Diadem herab, sowie ein goldenes Schild, auf welchem die Titel des Elefanten eingraviert waren. Die Ohrringe, die ›Seine Hoheit‹ trug, waren von lauterstem Golde.

Der Elefant lag da, schweratmend und mit halb geschlossenen Augen. Vier bloßfüßige Birmanen knieten um ihn und hielten vier Sonnenschirme aus Goldbrokat über sein Haupt ausgebreitet.

›Seine Hoheit‹ ist auch der Eigentümer eines großen Lehengutes, dessen Einkünfte zur Bestreitung seines Unterhaltes verwendet werden. Er wird gehegt und gepflegt wie ein wirklicher Prinz; dreißig Lakaien sind allein für seinen Dienst bestimmt.

›Wie geht es dem ›Herrn?‹ erkundigte sich der Wongy sofort nach seinem Eintritte in den Tempel.

›Der Herr leidet sehr,‹ erwiderten die Diener.

Der Wongy wandte sich zu mir. ›Willst du so freundlich sein, Seine Hoheit zu untersuchen?‹ bat er.

Ein einziger Blick auf die Bestie überzeugte mich, daß es mit ihr zu Ende ging. Sie war alt und unterlag nun der Last der Jahre. Doch um dem Wongy zu genügen, beugte ich mich zu dem Tiere nieder und untersuchte es auf das eingehendste.

›Nun?‹ fragte Mangvé, als ich mich wieder aufrichtete, in banger Spannung.

›Mangvé, du bist ein Mann –,‹ sagte ich ernst.

»Der Herr –?« stieß er angstvoll hervor.

»Er wird den Tag nicht überleben.«

»Es ist keine Hilfe mehr für ihn?«

»Leider keine.«

Der Wongy ließ meine Hand fahren, die er krampfhaft zwischen den seinen gepreßt hatte und brach in ein schmerzliches Stöhnen aus. Auch die vier Diener zeigten sich durch meine Worte niedergeschmettert. Sie ließen die Schirme fallen und ergingen sich in langen Jammerrufen. Der Tod des Elefanten bedeutet ja auch den ihren.

Es tat mir weh, die Schmerzensausbrüche dieser Männer mit anhören zu müssen.

Ich näherte mich dem Wongy und legte meine Hand auf seine Schulter. »Fasse dich, Mangvé! Deine Lage ist noch nicht so verzweifelt, als es dir scheint. Noch hast du Zeit zum Handeln,« sagte ich.

»Nicht so verzweifelt? Mit mir ist es vorbei,« entgegnete er mit dumpfer Ergebung. »Der Elefant stirbt. Mein Leben, meine Familie, meine Güter – alles, alles ist verloren!«

»Der Kaiser weiß noch nichts von dem bedenklichen Zustand des Herrn. Noch hast du Zeit – benütze sie, um zu fliehen.«

»Fliehen? Wohin denn? Die Macht des Kaisers reicht weit, und wenn er erzürnt ist, läßt er keine Milde walten. Er würde mich überall zu finden wissen.«

»Auch jenseits der Grenzen von Birma? Fliehe in ein fernes Land, wohin die Macht des Kaisers nicht reicht, und du hast nichts mehr zu fürchten.«

»Dein Rat ist der eines Freundes,« entgegnete der Wongy und wiegte nachdenklich den Kopf. »Aber ich kann ihn nicht ausführen.«

»Warum nicht? Bedenke, daß es sich um dein Leben handelt.«

»Ich weiß es wohl. Aber ich bin nicht nur ein Edelmann, sondern auch ein Krieger. Alle Krieger ziehen den Tod der Schande

vor. Wenn ich nun fliehe, wird man mich feige schelten, ja vielleicht sogar mutmaßen, daß ich den Tod des Herrn böswilligerweise herbeigeführt habe, während mein Tod alle Flecken tilgt, die jetzt noch auf meinem Namen sind, so daß derselbe für ewige Zeiten ehrenvoll in dem Gedächtnis meiner Mitbürger haften wird.«

Ich konnte nun zwar diese Ansichten des Wongy nicht teilen, mußte ihn aber dessenungeachtet um derselben willen bewundern.

Ich wollte eben nochmals in ihn dringen, doch meinem Rate zu folgen, als von der Straße her wirres Geräusch an mein Ohr schlug. Eine Menge Stimmen riefen durcheinander und dann ertönte ein Kommandoruf: »Grüßt den Kaiser!«

Waffen klirrten aneinander und Hunderte von Menschen schrien: »Es lebe der Kaiser! Gautama schütze den Kaiser!«

»Zur Erde!« erklang wieder der Kommandoruf, der all diese Stimmen übertönte.

Wieder vernahm ich ein Geräusch, als ob sich eine große Menge mit Gewalt zur Erde würfe.

Als der Wongy dieses Geräusch hörte, erbleichte er tief.

»Der Kaiser kommt!« stieß er bebend hervor.

»Flieh, flieh! Noch hast du Zeit!« rief ich.

»Niemals!« entgegnete er fest. »Aber du mußt dich verbergen. Wehe dir, wenn dich der Kaiser bewaffnet in dem Tempel des Herrn fände.«

»Ich fürchte euren Kaiser nicht. Ich bin ein Europäer und er darf es nicht wagen, mir ein Leid zuzufügen.«

»Der Kaiser ist furchtbar in seinem Zorne. Aber wenn du auch nichts für dich fürchtest, so flieh um meinetwillen. Ich bin verloren, wenn du hier bleibst.«

Diese Worte bewogen mich, zu gehen. Ich tat es zwar sehr ungerne, aber ich durfte doch den ohnedies schon so schwer heimgesuchten armen Alten nicht noch tiefer ins Unglück stürzen.

»Wir sehen uns wieder,« sagte ich also zu dem Wongy, und eilte hinaus.

Kaum hatte mich der Garten aufgenommen, da wurde die Haupttüre des Tempels geöffnet und Hunderte von Stimmen riefen: »Der Kaiser! Der Kaiser tritt in den Tempel!«

Ich blieb an der Seitenpforte stehen. Der eine von deren beiden Flügel war nur leicht angelehnt, was mir nicht nur gestattete, alles zu hören, sondern auch die Vorgänge in demselben zu beobachten.

Was ich zuerst hörte, waren die regelmäßigen Schritte einer großen Anzahl Leute; dann wurde die große Pforte mit Ungestüm geschlossen.

»Stille!« befahl eine tiefe Baßstimme, deren Kommando ich schon früher vernommen hatte.

Eine Totenstille entstand, nur unterbrochen von den regelmäßigen Atemzügen der Menschen.

Vorsichtig bog ich mich zur Seite und lugte durch die Spalte der Türe in den Tempel.

Ich sah einen vornehm gekleideten Mann auf einem Thronessel sitzend, leider mit dem Rücken gegen mich gewandt, so daß ich ihm nicht in das Gesicht blicken konnte. Es war offenbar der Kaiser selbst. Zwei Diener hielten große goldbrokatene Schirme über ihn ausgespannt, das Zeichen seiner Würde.

Was sich sonst noch in dem Tempel befand, lag auf dem Fußboden, das Gesicht in den Staub gedrückt; eine Ausnahme machten nur die vier Diener des Elefanten, die in ihrer knienden Stellung verblieben waren und ihre Schirme wieder aufgenommen halten, aber das Haupt tief gesenkt hielten.

Die tiefe Stille wurde lange nicht unterbrochen. Endlich ließ sich die Baßstimme wieder hören: »Im Auftrage Seiner erhabenen und glorreichen Majestät, des Kaisers von Birma, verlange ich von dir, Wongy Mangvé-Mengyi, Bericht über das teure Befinden Seiner Hoheit des Herrn Senmeng.«

Die Stimme des Kaisers bekommt mit Ausnahme der kaiserlichen Prinzen und fremden Gesandten niemand zu hören.

»Der Herr befindet sich leider nicht wohl,« entgegnete der alte Wongy.

»Im Auftrage Seiner erhabenen und glorreichen Majestät frage ich dich, ob die Krankheit Seiner Hoheit schwer ist?« fragte der Baß weiter.

»Seine Majestät wird sich mit seinen eigenen Augen überzeugt haben —«

»Seine Majestät kann sich diese Mühe nicht nehmen. Wozu hätte er sonst seine Minister? Sie sind seine Augen, seine Ohren, sein Mund, seine Hände und Füße, was doch wohl auch dir bekannt ist. Die Krankheit ist also schwer?«

»Sehr schwer.«

»Der Herr —?«

»Es scheint, daß Gautama ihn bei sich in Nirwana haben will,« sagte der alte Wongy, die bittere Pille mit seiner Diplomatie überzuckernd.

Eine kurze Pause entstand. Die Eröffnung des Wongy schien alle erschreckt zu haben, dann aber brach ein dumpfes Gemurmel los, das mehr und mehr zu lautem Weinen und Klagen anschwellte. Zuletzt artete das Weinen in wildes, echt morgenländisches Geschrei aus . . .

Der Kaiser überließ seine Untergebenen ruhig ihren Herzenergießungen.

Nach einigen Minuten befahl die tiefe Stimme von neuem: »Stille!« und wieder herrschte Totenstille in dem weiten Raume.

»Du bist schuld an Senmengs Tode,« wandte sich der Sprecher an den Wongy.

»Nein, o nein! Ich tat alles, um ihn wieder herzustellen,« stammelte der Arme.

»Du lügst! Du hast ihn vernachlässigt, das ist die wahre Ursache seiner Krankheit.«

»Ich habe ihn mit aller möglichen Sorgfalt gepflegt.«

»Wie könnte er dann im Sterben liegen?«

»Er ist sehr alt —«

»Du faselst, Wongy, oder kennst du nicht die Lehren des Gottes Gautama? Lies das heilige Buch Maha-radzaweng und du wirst darin finden, daß die weißen Elefanten nimmer altern.«

»Gautama ruft ihn zu sich. Er liebt den weißen Elefanten als den Ausfluß seiner göttlichen Macht und als den Schutzgeist unseres Kaisers, darum will er ihn zu sich nach Nirwana führen. Vielleicht will er auch gerade dadurch seine Liebe zu unserem erhabenen Monarchen zeigen, dem Sohne des Himmels, der über uns arme Sterbliche mit göttlicher Kraft und Weisheit herrscht,« verteidigte sich Mangvé.

Diese stark aufgetragene Schmeichelei, die so recht den morgenländischen Hofmann kennzeichnen, schien jedoch dem Monarchen wenig zu behagen.

»Du lügst abermals, Wongy! Gautama ruft niemals die weißen Elefanten zu sich, eben weil sie der Schutzgeist des Kaisers sind. Wenn einer von ihnen stirbt, so geschieht es stets auf eine gewaltsame Art. Du hast ihn also getötet und solltest eigentlich eines tausendfachen Todes sterben. Soldaten, bemächtigt euch seiner!«

Das Weitere wartete ich nicht mehr ab. Konnte ich mir doch so ungefähr denken, was nun folgen würde. Die Soldaten würden in das Haus des Wongy dringen, niedermachen, was ihnen dort in den Weg trat und es plündern. Die Frau des Bedauernswerten mußte ihr Heim mit Schmach und Schande verlassen, und ihren Sohn würde man vielleicht töten. —

Doch jetzt durfte ich mich nicht länger hier aufhalten. Jeden Augenblick konnten die Soldaten in den Garten eindringen. Würden sie, wenn sie mich bewaffnet hier fanden, nicht glauben, daß ich mich an dem ›Hochverrate‹ des Wongy beteiligt hatte?

Dann hing mein Leben an einem Haar. Ich rannte die Gartenwege entlang und erreichte die Halle in demselben Augenblicke,

in dem ein junger Mann eilig die Treppe zum Erdgeschoß herabstieg.

»Wo ist mein Vater?« wandte er sich erregt an mich.

»Du bist wohl der Sohn des Wongy?«

»Allerdings!«

»Dann komme mit mir! Rasch, rasch!«

»Wohin?«

»Das ist gleichgültig. Folge mir nur. Es ist Gefahr im Verzuge.«

»Wo ist mein Vater?«

»Die Soldaten haben ihn gefangen genommen, weil der weiße Elefant stirbt; sie können jeden Augenblick hier sein, um euer Haus zu plündern.«

Die Augen des jungen Mannes funkelten vor Zorn.

»Mögen sie kommen! Ich werde mich zu wehren wissen.«

»Du würdest bald überwältigt sein.«

»So sterbe ich als ein Held.«

»Suche lieber dein Leben und deine Freiheit zu retten, um deinem Vater zu Hilfe eilen zu können.«

»Aber meine Mutter?«

»Niemand wird es wagen, ihr ein Leid zuzufügen.«

»Ist es nicht feige, wenn ich fliehe?« fragte der junge Mann schwankend.

»Du handelst im Gegenteil als ein kluger Mann und wirst mir später für meinen Rat danken.«

Daraufhin folgte er mir. Auf dem Platze drängte sich eine tausendköpfige Menschenmenge schimpfend und lärmend vor der Hauptpforte des Tempels. Die Rufe: »Es lebe der Kaiser!« wechselten ab mit der unheilverkündenden Drohung: »Tod dem Wongy!«

Wehe uns, wenn wir einen Augenblick zu spät gekommen wären! Schon schickte sich die Menge an, sich gegen den Palast heranzuwälzen. Ein Seitengäßchen schien mir leer und dorthin flüchtete ich mich mit dem Sohne des Unglücklichen.

»Wohin gehen wir, Herr?« fragte mich dieser.

»Ist der See weit entfernt?« fragte ich zurück.

»O nein, die Entfernung ist nicht groß.«

»So führe mich an sein Ufer.«

Die Straßen, die wir zurückzulegen hatten, lagen verödet; wir begegneten nur etwa fünf oder sechs Personen, von denen mich ein Mann fragte: »Wie geht es dem Herrn?«

»Er liegt im Sterben,« gab ich zur Antwort.

»Verflucht sei der Wongy, dessen Hut er anvertraut war,« schrie jener und stürmte hierauf in der Richtung nach dem Tempel von dannen.

An dem Ufer des Sees schaukelten mehrere Barken, die von den Birmanen »Hnau« genannt werden.

Ich rief die Männer einer Barke an: »Seid ihr frei, Leute?«

»Ja!« lautete die Antwort.

»So führt uns rasch an das jenseitige Ufer. Aber gebt euch Mühe, wir zahlen doppelten Fährlohn.«

»Wir werden unser möglichstes tun, Herr, obwohl der Wind nicht günstig ist,« entgegnete der Steuermann.

Wir sprangen in das Boot, die Schiffer legten die Ruder ein und pfeilschnell tanzte das Hnau über die Wellen.

### DRITTES KAPITEL. DIE HEILIGEN FISCHE.

Die Stadt lag hinter uns und wir steuerten dem östlichen Ufer zu, an dem mein scharfer Blick nur lang ausgedehnte Wälder entdeckte.

»Sind diese Wälder bewohnt?« fragte ich meinen Begleiter, nachdem ich mich auf eine Bank im Hinterteil des Hnau niedergelassen und ihm einen Wink gegeben hatte, das gleiche zu tun.

»Wenig. Diese Wälder ziehen sich hin bis zum Flusse Myit-nge. Scharen von wilden Elefanten leben in ihnen. Dörfer findet man nur selten und in diesen lebt ein tapferer, aber wilder Stamm, der sich nicht unter die Oberhoheit des Kaisers beugen will.«

Ich hatte diese Auskunft erwartet; wußte ich doch, daß Birma überhaupt mit dichten, aber wenig bevölkerten Waldungen gesegnet ist.

»Das paßt uns vortrefflich,« jubelte ich. »Dort wirst du sicher sein.«

»Herr, du meinst doch nicht, daß ich mich in jenen Wäldern verbergen soll, um mein Leben zu retten?«

»Gewiß, das meine ich.«

»Nein, dazu werde ich mich nie und nimmer verstehen,« schrie der junge Mann und sprang auf.

»Ich folgte dir nur, weil ich meine Freiheit zu Gunsten meines Vaters bewahren wollte.«

»Schreie nicht so sehr. Es ist doch nicht notwendig, daß die Schiffer erfahren, wer du bist,« entgegnete ich ruhig und zog den Widerstrebenden auf seinen Platz zurück.

»Verzeih! Ich bin so aufgeregt, daß ich kaum weiß, was ich sage und tue.«

»Ich begreife es wohl nach dem, was deinem Vater widerfahren ist. Doch sei nur ruhig, wir werden ihm bald die Freiheit zurückgegeben haben.«

»Indem wir uns in der Einöde verbergen?« fragte der junge Mann spöttisch.

»Nur du sollst im Walde bleiben, während ich in die Stadt zurückkehren werde, um Erkundigungen über deinen Vater einzuziehen. Je nach dem Ergebnis derselben werde ich mein Vorgehen einrichten.«

»Du, der Fremde, willst für meinen Vater arbeiten und ich, sein einziger Sohn, soll tatlos zusehen? Nein, Herr, das ertrage ich nicht. Ich begleite dich.«

»Um alles zu verderben.«

»Herr, ich habe Mut und kann vorsichtig sein, wo es die Notwendigkeit erheischt. Ich werde mich in allem deinen Anordnungen fügen. Laß mich mit dir gehen.«

»Ich zweifle nicht daran, daß du klug und mutig bist. Aber bedenke, daß du in Amarapura bekannt bist, was, ganz abgesehen von der Gefahr, daß wir beide gefangen genommen werden, meine Pläne bedenklich durchkreuzen würde.«

Der junge Mann, der auf den wenig wohlklingenden Namen Meharamen hörte, dachte eine Weile nach, dann sagte er: »Ich muß dir recht geben. Magst du also diese Sache allein betreiben, obwohl es mir schwer fällt, untätig bleiben zu sollen. Aber weißt du auch, in welche Gefahren du dich begibst?«

»Ich weiß es.«

»Du weißt, daß du dein Leben aufs Spiel setzt?«

»Auch das.«

»Und du fürchtest dich nicht?«

»Nein!«

»Dann bist du ein Held und ich bewundere dich. Aber wie kommt es, daß du solchen Anteil an dem Gesckicke meines Vaters nimmst?«

»Weil ich ihn liebe und verehere.«

»Du kennst ihn also schon lange? Ich glaubte, er sei dir fremd,« rief Meharamen erstaunt.

»Ich sah ihn heute zum ersten Male. Aber er war gut gegen mich und wäre nicht unglücklicherweise die Erkrankung des Elefanten dazwischen gekommen, hätte er mich während meines Aufenthaltes hier gewiß in jeder Weise unterstützt. Dafür bin ich ihm Dankbarkeit schuldig.«

»Du bist gut, ich danke dir.«

»Ich tue nur meine Pflicht, weiter nichts. Ich bin nicht in diesem Lande geboren.«

»Daß du hier fremd bist, sehe ich wohl. Das sagen mir nicht nur deine Waffen, sondern auch deine seltsame Fußbekleidung. Woher kommst du?«

»Aus Europa.«

»Ah so, du bist ein Engländer. Mein Vater besitzt einen englischen Freund, der ihm sehr teuer ist und darum liebt er auch dich. Aber wie gedenkst du es anzufangen, meinen Vater zu befreien?«

»Das weiß ich jetzt noch nicht. Vielleicht gelingt es mir, seine Kerkermeister zu bestechen, oder, wenn dies nicht gehen sollte, so werde ich versuchen, eine Audienz beim Kaiser zu erhalten und ihn dem Wongy günstig zu stimmen.«

»Auf welche Art wirst du es mich wissen lassen, wenn dir dein Vorhaben gelingt?«

»Bestimme einen sicheren Platz in jenem Walde. Nach Ablauf einer Woche werde ich dir Botschaft senden, oder wenn es möglich ist, selbst kommen, um dir zu berichten, wie weit ich mit meinen Bemühungen gelangt bin.«

»Und wenn weder Botschaft, noch du selbst kommst?«

»Dann magst du dich versichert halten, daß ich entweder tot oder gefangen bin.«

»Und in diesem Falle werde ich alles daran setzen, dich und meinen Vater zu retten oder zu rächen,« rief der Mann feurig aus.

»Handle nach deinem Gutdünken, nur bedenke das eine, daß einer Leiche die Rache nichts mehr nützt,« entgegnete ich und erhob mich.

Die Hand auf den Rand des Schiffes gestützt, ließ ich meine Blicke nachdenklich auf dem schönen Panorama ruhen.

»Tet! Tet! Tet!«

Erstaunt wandte ich mich nach unseren Bootsleuten um. Was bedeutete dieser Lärm?

»Warum schreit ihr so?« erkundigte ich mich und erhielt als Antwort die erstaunte Gegenfrage: »Bist du denn nicht hier geboren?«

»Nein! Es ist das erstemal, daß ich auf diesem See fahre.«

»Dann ist deine Unwissenheit begreiflich. Doch gedulde dich noch einen Augenblick und deine Frage wird beantwortet werden.«

Die Antwort ließ in der Tat nicht lange auf sich warten. Kaum hatten die Schiffer eine Pause in ihrem Geschrei eintreten lassen, als sich das Wasser zu beiden Seiten des Bootes gurgelnd teilte und eine Menge großer Fische auf seiner Oberfläche erschienen. Sie waren kleinen Haifischen nicht unähnlich und folgten uns mit weitaufgesperrten Müulern und aufgeblähten, weißen Nasenflügeln.

Die Bootsleute nahmen aus einem Säckchen eine Handvoll Reis und fütterten damit die Bewohner des flüssigen Elements. Diese tauchten unter das Wasser, um ihre Portion in Ruhe verzehren zu können, kamen wieder hervor, erhielten eine neue Auflage, tauchten abermals unter und kamen so nahe an das Hnau heran, daß sie die Männer streicheln und liebkosen konnten.

Das Spiel unterhielt mich, und ich versuchte es nachzuahmen. Mich über den Bootsrand beugend, lockte ich die Fische mit »Tet! Tet! Tet!« – und in der Tat, sie kamen heran und ließen sich auch von mir liebkosen.

»Gefällt dir dieses Schauspiel?« fragte Meharamen.

»Sehr.«

»Und doch ist dies noch nichts gegen die Masse Fische, die hier im Frühjahre durchziehen; dann wird an einem von dem Kaiser festgesetzten Tage ein Volksfest auf dem Myit-nge gefeiert. Der See wimmelt von Barken und fast die ganze Stadt ist auf dem Wasser. Alles lacht, singt, scherzt und plaudert, ißt und trinkt und sucht die Fische zu haschen, die dir so sehr gefallen.«

»Um sie daheim zu braten und zu verzehren natürlich?«

»Was fällt dir ein? Du beleidigst Gautama schwer mit einer solchen Annahme. Nein, man spielt mit ihnen, füttert und liebkost sie, vergoldet ihnen auch wohl die Rückenflossen und gibt ihnen dann die Freiheit wieder. Betrachte nur einmal die Fische genauer, du wirst gewiß noch einige Spuren der ehemaligen Vergoldung finden.«

Ich folgte dieser Aufforderung und fand die Worte meines Begleiters bestätigt.

»Könnte ich wohl einen von diesen Fischen fangen und mit in mein Vaterland nehmen?« fragte ich.

»Bei den Zähnen des großen Buddha! Laß diesen Wunsch nicht vor den Fährleuten laut werden, Herr, sie würden dich sofort töten, wenn du dich räuberisch an den heiligen Fischen vergreifen würdest.«

»Wie heißen diese Tiere?«

»Du hörtest es ja und riefst sie auch vorhin selbst. Tet werden sie genannt.«

»Aus welchem Grunde verehrt ihr sie?« forschte ich neugierig.

»Kennst du die Satzungen unserer Religion nicht?«

»Doch! Aber —«

»Nun, dann wirst du auch wissen, daß Wischnu bereits neunmal sichtbar auf Erden erschien. Sobald es das zehntemal geschieht, ist das Ende der Welt da. Das erstemal nun, da Wischnu auf die Erde herabstieg, nahm er die Gestalt eines Fisches an und wohnte in diesem See. Die Fische, die du hier siehst, stammen von ihm ab und sind also der Ausfluß seiner Gottheit.«

Ich mußte mich abwenden, um das Lachen zu verbergen.

Die ›heiligen‹ Tiere folgten uns lange und die Schiffer wurden gar nicht müde, ihr Tet! Tet! zu rufen.

Anderthalb Stunden mochten wir gefahren sein, da kam endlich das Ziel in Sicht. Wir legten bei einem kleinen Dörfchen an. Nachdem ich den Fährleuten befohlen hatte, auf meine Rückkehr zu warten, stieg ich mit dem Sohne des Wongy ans Land.

Einige Birmanen traten aus ihren Häuschen und betrachteten uns neugierig. Einer von ihnen, ein alter, ärmlich gekleideter Mann, stieß einen Ausruf des Entzückens aus: »Meharamen!« Und eilig kam er uns entgegen.

»Wer ist dieser Mann?« fragte ich meinen Begleiter.

Aber ich erhielt keine Antwort. Meharamen beschleunigte seine Schritte und drückte dem Alten warm die Hand: »Ach, mein lieber Tsengo!«

»Wie freue ich mich, dich zu sehen, junger Herr!«

»Nicht doch, lieber Meister, die Freude ist auf meiner Seite. Es ist so lange her, daß wir uns gesehen haben.«

»Welches günstige Schicksal führt dich hierher?«

Ich mischte mich jetzt rasch in das Gespräch, Meharamen die Antwort abschneidend. »Du warst Meharamens Lehrer?« wandte ich mich also an ihn.

»Ja.«

»Du liebst deinen einstigen Schüler wohl sehr?«

»Mehr als mein Leben. Er war stets gut gegen mich, er und sein Vater, der mir ein Häuschen mit einem hübschen Garten schenkte, wo ich jetzt meinen Lebensabend in Ruhe verbringe in Gesellschaft meiner Frau und meiner einzigen Tochter.«

»Ist das Häuschen weit entfernt?«

»Nein, ganz in der Nähe. Willst du es sehen?«

»Führe uns dorthin!«

Der Alte gehorchte und bog in eine romantische Seitenallee ein.

Die Neugierigen blickten uns nach, und tauschten untereinander ihre Mutmaßungen darüber aus, in welchen Beziehungen wir wohl zu dem ehemaligen Hofmeister stehen mochten.

Die Allee führte zu einer Wiese, in deren Mitte sich ein reizendes, von Feigenbäumen beschattetes Häuschen zeigte. Ganz aus Bambus erbaut, sehr rein gehalten und von einem kleinen, aber wohlgepflegten Garten umgeben, machte es einen sehr anheimelnden Eindruck.

»Nehmen wir hier Platz,« sagte ich, auf eine schöne Tamarinde zeigend, an deren Stamm sich eine ländliche Bank lehnte.

»Wollt ihr mir nicht die Ehre erweisen und in mein Haus eintreten?« fragte bittend der Alte.

»Meine Zeit ist gemessen, alter Vater, und was ich dir zu sagen habe, drängt.«

»Du bist der Herr und ich dein Diener. Sprich! Ich bin bereit, deine Befehle zu erfüllen.«

»Meharamen, erzähle deinem alten Lehrer alles, was sich heute zugetragen hat,« befahl ich meinem Schützling.

Dieser gehorchte. Das traurige Schicksal des Wongy betrückte den Alten sehr, aber noch mehr erschütterte ihn der nahe Tod des ›Herrn‹ Elefanten, den er als eine große Gefahr für den Bestand des Reiches bezeichnete.

»Was gedenkst du nun zu tun?« fragte er dann seinen ehemaligen Schüler.

»Du sagtest, daß du Meharamen liebst?« ergriff ich statt des jungen Mannes das Wort.

»Ja, das tue ich.«

»Wärest du wohl bereit, um seinetwillen eine kleine Gefahr auf dich zu nehmen?«

»Verlangst du mein Leben?«

»Nein! Ich wünsche nur, daß du ihm für einige Tage Gastfreundschaft gewährst.«

Der alte Lehrer stellte sich zu unserer Verfügung, nachdem ich ihm klar gemacht, daß er keine Ursache habe, den Zorn des Kaisers zu fürchten.

Ich versprach meinem Schützling noch einmal, ihm in acht Tagen sichere Botschaft senden zu wollen und empfahl ihm, innerhalb dieser Zeit nichts in der Sache seines Vaters zu unternehmen, sondern sich gut verborgen zu halten. Dann verabschiedete ich mich von ihm.

#### VIERTES KAPITEL. DER SCHLAFENDE KERKERMEISTER.

Die Rückfahrt gestaltete sich sehr romantisch. Die im Untergehen begriffene Sonne tauchte hinter der Stadt in den Fluß hinab und ihre letzten Strahlen ließen noch einmal die goldenen Dächer

und Verzierungen der Türme, Obelisken und Pagoden aufleuchten.

Der Steuermann störte mich aus meiner Betrachtung auf.

»Du sagtest, daß du hier fremd bist?« wandte er sich an mich.

»Ja, ich komme weit her.«

»Aus Bangkok vielleicht?«

»Ich war dort, aber meine Heimat ist noch viel weiter.«

»Bist du schon lange hier?«

»Nein, erst vor wenigen Stunden bin ich angekommen.«

»Hast du schon Wohnung in einem Gasthause genommen?«

»Bist du vielleicht der Besitzer eines solchen?« fragte ich spöttisch.

»Nein! Ich bin Steuermann, aber ich könnte dir ein vorzügliches Gasthaus nachweisen.«

»Wirklich?«

»Gewiß. Wir Fährleute bringen viele Fremde zur Stadt und die Herbergsbesitzer wissen das wohl. Deshalb bitten sie uns oft, ihre Herbergen den Reisenden zu empfehlen.«

»In welches Gasthaus würdest du mich führen?«

»In ein sehr feines, in welchem alle die fremden Wongy absteigen, die hierher kommen. Denke nur, Herr, wer gut zahlt, erhält dort sogar ein eigenes Zimmer, was du sonst in der ganzen Welt nicht haben kannst. Es führt den Namen ›Zur Wohnung des Herrn‹, um anzudeuten, daß es sogar würdig wäre, den Senmeng zu beherbergen.«

»Ist jenes Gasthaus weit vom Landungsplatz?« fragte ich den Steuermann.

»Nein, gar nicht weit. Es befindet sich in der Nähe des Tempels des Herrn.«

»Bürgst du mir wirklich dafür, daß das Gasthaus ›Zur Wohnung des Herrn‹ imstande ist, einen vornehmen Fremden aufzunehmen?« fragte ich ihn.

»Ich sagte dir ja, daß es das beste ist, welches die Stadt am See<sup>1</sup> besitzt.«

»So führe mich dorthin.«

Wie ich vorausgesehen hatte, war die Nacht bereits hereingebrochen, als wir den Landungsplatz erreichten. Sie war von echt südlicher Schönheit.

Der Landungsplatz war voll Leute, die in größeren und kleineren Gruppen eifrig redend beisammen standen.

Ich lohnte die Fährleute ab und folgte dem Steuermann zur Stadt. Dabei mußten wir an einer solchen Gruppe vorüber, die andächtig einem Manne lauschte, der auf sie einsprach:

»Gautama rief alle Tiere vor sein heiliges Antlitz, um eines auszuwählen, das ihm geeignet schien, der Schutzgeist des Kaisers zu werden. Da kam der Leopard und bewarb sich um diese Ehre, doch Gautama wies ihn ab, weil er zu grausam sei. Aus demselben Grunde verwarf er auch den Tiger. ›Der Kaiser,‹ sagte er, ›muß milden Sinnes und ein Feind des Blutvergießens sein.‹ Nun erschien das Pferd. Gautama betrachtete es mit Wohlgefallen. Es war schön, edel und klug, auch ein Freund des Menschen, aber – es war feige. Es läßt sich von dem Menschen unterjochen, der Kaiser aber soll durch innere Hoheit herrschen. So wurde auch das Pferd verworfen. Da kam endlich der Elefant, der von allen Tieren, die auf der Erde wohnen, das größte und stärkste ist. Gautama erkannte ihn als würdig der Ehre, der Schutzgeist des Kaisers zu sein. Aber damit dies die Erde auch erfahre, ließ er unter den tausend und aber tausend Elefanten dunkler Farbe einen weißen geboren werden, der also von dem großen Buddha abstammt.«

Ich war stehen geblieben. »Warum erhebt dieser Mann den weißen Elefanten so?« wandte ich mich an einen der mir Zunächststehenden.

»Weißt du nicht, daß der Senmeng gestorben ist?« gab der Gefragte erstaunt zurück.

---

<sup>1</sup>Amarapura heißt auf deutsch: ›Stadt am See‹.

Ich stellte mich sehr erschreckt über diese Nachricht: »Tot?«

»Ja, tot! Schweres Unglück droht über unser Land hereinzubrechen.«

Der Redner mochte diese Worte vernommen haben und flocht sie sofort in seinen Vortrag ein: »Ja, schweres Unglück bedroht uns. Wir müssen suchen, dem drohenden Schläge vorzubeugen. Vor allem muß der Tod des Herrn an seinem Urheber gerächt werden.«

»Rache! Rache!« brüllten viele Stimmen.

»Das Haus des Wongy muß dem Erdboden gleich gemacht, seine Güter eingezogen, seine Sklaven verkauft werden. Seine Frau wird mit Schmach und Schande von ihrer Familie ausgestoßen werden, aber das genügt nicht. Noch lebt der Wongy. Wohlan, Leben für Leben! Das Leben des Wongy für das Leben des Senmeng!«

»Tod dem Wongy!« schrie wieder der Chor.

»Wir müssen dann einen neuen weißen Elefanten suchen . . . «

Mir war bei diesen Worten, als zuckte ein blendender Blitzstrahl vor mir nieder und zeigte mir den Weg, den ich fortan gehen mußte. Ja, nun wußte ich, was ich zu tun hatte, um den armen Wongy zu retten.

Wir legten mehrere lange Straßen zurück und gelangten endlich auf einen schönen großen Platz.

»Ist dies nicht der Tempel des Herrn?« fragte ich meinen Führer, auf ein großes Gebäude im Hintergrunde deutend.

Er bejahte.

Wie ich an den Fenstern sah, war der Tempel innen beleuchtet. Die Soldaten hielten noch Wacht vor ihm. Ich blickte nach dem Palaste des Wongy, aber es war zu dunkel, als daß ich hätte unterscheiden können, ob die Zerstörung bereits begonnen hatte oder nicht. Näher zu treten verboten mir die Vorsicht und – die Soldaten.

Eine Seitenstraße nahm uns auf und aus dieser gelangten wir auf einen zweiten, etwas kleineren Platz.

»Hier ist das Gasthaus,« sagte der Steuermann und deutete auf die linke Seite der Straße.

»Und was für ein Haus ist dies hier?« fragte ich, mich rechts wendend und ihm ein langes, niedriges Holzgebäude bezeichnend.

»Dies ist das Gefängnis.«

»Es sind gewiß viele Gefangene darin?«

»Nicht so viele, daß es nicht mehr als genügend Raum für sie hätte. Und ist es einmal voll, so schafft man schnell Platz für die neuen Ankömmlinge.«

Diese Worte hatten eine eigene Bedeutung. Mir fiel die Festung Amedia in den türkischen Bergen ein. Eine Festung ersten Ranges, bildet Amedia den Schlüssel zu Kurdistan und besitzt unter anderem auch ein großes Gefängnis, das ich in Gesellschaft des Gouverneurs besichtigte.

»Das Gefängnis ist überfüllt und für morgen sind schon wieder neue Gefangene aus Mossul angemeldet,« sagte er zu mir. »Ich muß daran denken, Platz zu machen.«

»Und wie machen Sie das?« erkundigte ich mich in aller Unschuld.

»Das werden Sie morgen sehen,« lautete die Antwort.

Ja, ich sah es!

Am nächsten Morgen knallten auf dem Hauptplatze der Stadt Flintenschüsse. Dieselbe Art war wahrscheinlich auch im Kaiserreiche Birma beliebt.

»Dies also soll das gerühmte Gasthaus sein?« fragte ich, als mein Führer vor der Türe Halt machte.

»Ja!« Er klopfte an die Türe, aber niemand zeigte sich.

»Mir scheint, das Haus ist gar nicht bewohnt,« bemerkte ich.

»Siehst du nicht an dem Fenster, daß drinnen Licht ist?« entgegnete der Steuermann und klopfte ein zweites Mal – aber wieder vergebens. Er klopfte zum dritten Male – doch mit keinem besseren Erfolge.

Nun verlor er die Geduld und begann zu schreien:

»Wirt, fauler Wirt! Buddha hat sich gewiß geirrt und eine Schnecke aus dir machen wollen. Öffne!«

Jetzt tat sich ein Fensterchen auf und hinter dem Gitter wurde das Antlitz eines Mannes sichtbar.

»Was willst du?«

»Öffne, große Schnecke! Ich bringe einen Fremden zu dir, einen Edelmann, einen Wongy!«

»Was will er von mir?«

»Du mußt dich geirrt haben. Dies ist gewiß kein Gasthaus,« sagte ich zu dem Steuermann.

»Dies ist das Gasthaus ›Zur Wohnung des Herrn‹,« und sich wieder nach dem Gitter wendend, rief er: »Er will bei dir wohnen, große Schnecke! Mach auf! Ich bin es, der Steuermann vom See.«

»Ach du bist es Bruder! Warum sagtest du das nicht gleich? Ist der Fremde, welchen du mir zuführst, vornehm?«

»Sehr vornehm,« antwortete ich an Stelle des Steuermannes.

»Nicht alle Vornehmen sind reich.«

»Ich bin sehr reich.«

»Nicht alle Reichen zahlen.«

»Ich zahle immer.«

»Auch gleich?«

»Auch gleich, wenn es sein muß.«

»Gut?«

»Sehr gut.«

»Und wie steht es mit den Trinkgeldern?«

»Wenn du nicht sofort aufmachst, werde ich dir sogleich ein solches in Form einer Ohrfeige verabreichen,« entgegnete ich.

»Du bist ein sehr merkwürdiger Herr, aber ich will dir doch gehorchen,« sagte der Gasthausbesitzer. »Ich öffne!« Und der Kopf verschwand vom Gitter.

Ein Schlüssel drehte sich klirrend und die Türe öffnete sich. In der Öffnung erschien eine seltsame Figur. Sie war sehr klein, wurde von zwei kurzen Beinen und unverhältnismäßig großen, zur Zeit nackten Füßen getragen und war in einen schmutzigen, oftmals geflickten Talar aus weißem Baumwollstoff gehüllt. Aus dem nicht minder schmutzigen Turban blickte ein langes, hageres Gesicht mit spitzem Kinn und gebogener Nase. Brust und Rücken des Männchens war durch einen entsetzlich großen Höcker entstellt. Lange Arme und ebensolche hagere Hände mit krallenartigen Fingern vervollständigten das Bild von dem glücklichen Besitzer des berühmten Hotels ›Zur Wohnung des Herrn‹.

»Ih! ih! ih!« schrie das Männchen grinsend, »mein Freund, der Steuermann, mit einem Fremden! Und dieser Fremde soll sehr reich sein! Welch schöne Kleidung, Welch kostbare Mütze, was für mörderische Waffen! Es scheint, als wäre Wischnu selbst oder, nach den todbringenden Waffen zu urteilen, richtiger Schiva, der Gott der Zerstörung, hier erschienen. Ih! ih! ih!«

»Ist dies der Herbergsvater, den du mir so gerühmt hast?« wandte ich mich kopfschüttelnd an den Schiffer.

Er bejahte und fuhr zu dem Buckligen gewendet fort: »Laß diesen vornehmen Wongy in deine Herberge eintreten und erfülle deine Pflichten.«

Der Wirt machte mir eine tiefe Verbeugung.

»Tritt ein, mächtiger Wongy, tritt ein!«

»Und mir gib das versprochene Trinkgeld,« fuhr der Fährmann fort.

»Ih! ih! ih! Du bist wohl verrückt, mein Guter?« rief der andere lachend.

»Gib es mir! Ich fordere nur, was mir gebührt.«

»Du bist wohl im Begriffe, ein rechter Geizhals zu werden?«

»Nein, aber ich brauche Geld.«

»Das ist auch mein Fall. Auch ich brauche Geld, viel Geld sogar.«

»Wer bezweifelt das? Aber deshalb darfst du mir das Versprochene nicht verweigern.«

»Ich verweigere es dir nicht. Komm ein anderes Mal wieder.«

»Nein! Heute, jetzt auf der Stelle mußt du mich bezahlen.«

»Narr, der du bist! Heute erhältst du von mir nichts.«

»Wenn du mich nicht bezahlst, so werde ich diesen Wongy in ein anderes Gasthaus führen, das ihm besser zusagen wird, als das deinige,« drohte der Steuermann.

»Meinetwegen, Freundchen, wenn er dir folgen will,« versetzte der Wirt.

Der Steuermann wandte sich nun wirklich zu mir. »Wongy,« sagte er, »komm mit mir! Ich werde dich in ein vornehmeres Gasthaus führen, als dieses ist.«

»Sagtest du mir nicht, daß dies die erste Herberge der Stadt ist?« fragte ich.

»Damit log ich allerdings. Dies ist das verrufendste Gasthaus von Amarapura, das beste heißt: ›Zur Rose des Buddha! Komm!«

»Aber dieses Gasthaus gefällt mir sehr.«

»Ih! ih! ih! Hast du es gehört, Steuermann? Mein Gasthaus gefällt diesem vornehmen Wongy,« schrie höhnisch der Bucklige.

»Du hast nicht die Wahrheit gesagt, Wongy! Wie kann dir ein so schmutziges, ekelhaftes Haus gefallen? In ganz Amarapura findest du nichts Ähnliches.«

»Es gefällt mir und damit gut. Hier hast du ein anständiges Trinkgeld, ich bleibe hier,« sagte ich, ihm eine größere Geldmünze reichend. Dann trat ich in das Haus.

Ein kleiner, niedriger Raum empfing mich, in dem mir vor allem ein steinerner Herd auffiel, auf dem zwei Töpfe aus gebrannter Tonerde zischten und brodelten. An den Wänden hingen einige kupferne Gefäße und in den Fußboden, der aus fest gestampfter Tonerde bestand, waren zwei Pfähle gerammt, auf denen ein rohes Brett festgenagelt war.

Dies sollte offenbar der Tisch sein, neben dem einige nicht minder einfache Stühle standen. Auf einem von ihnen ließ ich mich nieder.

Draußen stritten sich unterdes die beiden weiter. Deutlich unterschied ich die scheltenden Worte meines Führers, der mit Ungestüm seinen versprochenen Lohn forderte, und das spöttische Lachen des Buckligen, der durchaus nicht gewillt war, ihn zu zahlen. Endlich trat der letztere wieder in das Zimmer zurück, den anderen hörte ich schimpfend die Straße entlang traben.

»Warum gibst du dem Schiffer nicht, was du ihm doch versprochen hast?« fragte ich den Wirt, der sorgfältig die Türe schloß.

»Weiß ich denn, ob du länger hier bleibst und nicht vielleicht schon morgen wieder abreisest, oder ob du mich überhaupt bezahlen wirst? Er wird in einigen Tagen wieder hierherkommen und dann werde ich ihm geben, was ihm gebührt,« erklärte der Birmane, der nicht so ganz Unrecht hatte.

»Gefällt dir mein Gasthaus?« fragte er dann.

»Es ist vorzüglich,« entgegnete ich ironisch.

»Es ist das erste der Stadt. Willst du jetzt gleich schlafen gehen?«

»Nein! Ich möchte erst etwas zu Nacht essen.«

»Da hast du recht. Meine Küche ist mit allem versehen. Was willst du essen?«

»Was kannst du mir geben?«

»Willst du vielleicht Fleisch?«

»Ja.«

»Rindfleisch?«

»Ja.«

»Das Rindfleisch ist aber sehr hart und schwer verdaulich. Wäre es nicht besser, wenn du eine Henne nähmest?«

»Gut, so gib mir eine Henne.«

»Aber es soll gewiß keine alte Henne sein?«

»Nun, wenn ich eine junge bekommen kann, ist es mir natürlich um so lieber.«

»Soll es eine sehr junge Henne sein?«

»Natürlich!«

»Dann wäre es allerdings besser, ich gebe dir Eier,« setzte der Wirt, der unstreitig ein Original war, das Gespräch fort.

»Gut, so gib mir Eier,« entgegnete ich, überzeugt, daß ich diesen Abend ohne Nachtmahl zu Bett gehen mußte.

»Herr, die Eier sind selten in unserem Lande. Selten, daß sie auf der Tafel des Kaisers erscheinen. Nicht wahr, du willst keine haben?«

»Warum nicht?«

»Weil sie sehr teuer sind.«

»Das tut nichts. Ich bezahle sie.«

»Sie sind sehr selten.«

»Ich liebe gerade das Seltene.«

»Sie sind nur für die Vornehmen bestimmt.«

»Ich gehöre zu den Vornehmen. Bring mir also einen Teller voll Eier.«

»Herr, ich habe keine.«

»Ah, das ist gut! Wie kannst du es dann wagen, sie mir anzubieten? Nun sag aber endlich: Was kannst du mir geben?«

»Ich habe nichts da als Reis.«

»Gut, so gib mir Reis.«

Der Wirt stellte einen halbwegs reinlichen Holzteller vor mich hin, holte einen Topf vom Feuer, nahm von der Wand einen schmutzigen Holzlöffel und brachte mir diese Raritäten.

»Der Reis ist fertig. Nimm und iß.«

Er reinigte den Holzlöffel ein wenig und warf ihn in den Topf, in welchem der Reis einen dicken, schleimigen Brei bildete.

»Der Reis hat zu viel gekocht,« sagte ich.

»Wärest du früher gekommen, so hätte er nicht so lange zu kochen brauchen. Bei Sonnenuntergang war er noch ganz roh,« entgegnete die Perle von einem Herbergsvater.

Was wollte ich machen? Ich hatte Hunger, nahm den Löffel und würgte die Speise hinunter.

Der Wirt sah mir grinsend zu: »Schmeckt es dir, Herr?«

»Ausgezeichnet.«

»Ja, es versteht auch hier niemand so gut zu kochen, als der Wirt des berühmten Gasthauses ›Zur Wohnung des Herrn‹. Willst du vielleicht noch etwas?«

»Was kannst du mir noch geben?«

»Früchte, schöne Früchte habe ich hier.«

»Gut, so gib einige her.«

Er zog unter dem Tische einen mit wirklich sehr schönen Früchten gefüllten Korb hervor, wie sie in Birma massenhaft gedeihen, schob ihn mir zu und sagte: »Da iß.«

Ich langte nach einer Feige. Sie war sehr süß.

Noch aß ich, da wurde mit Ungestüm draußen an die Pforte gepocht. Der Wirt näherte sich phlegmatisch dem Fenster.

»Wer ist draußen?« erkundigte er sieh.

»Ich!« antwortete lakonisch eine Männerstimme.

»Ich? In Amarapura gibt es viele Ich. Wer ist dieser Ich?« forschte der Wirt weiter.

»Ich bin es, Cujen!«

»Cujen? In Amarapura gibt es wohl an tausend Cujen.«

»Ich bin Cujen, der Kerkermeister.«

»Endlich! Ich komme sogleich,« sagte der Bucklige mit einem Seufzer und ging, um den Riegel zurückzuschieben.

Der Mann, der jetzt in das Zimmer trat, war das Gegenstück zu meinem Wirt. Es schien, als habe man zwischen zwei Kartenblätter etwas Pulver gestreut und daraus eine menschliche Figur gepreßt.

Alles an ihm war lang: das Gesicht, die Nase und die Ohren. Diese lange Gestalt war in ein sehr weites und sehr kurzes, feuerfarbenes Gewand gekleidet, die entsetzlich schmutzigen Beine waren vom Knie an nackt und die großen Füße steckten in alten Pantoffeln. In der rechten Hand hielt diese Schönheit einen riesigen Bund Schlüssel.

Der Ankömmling ließ sich in meiner Nähe nieder, wobei er vor sich auf den Tisch einen hölzernen Spucknapf stellte, der mit rotem Speichel angefüllt war. Bei diesem Anblick mußte ich mich voll Ekel abwenden, meine Mahlzeit war sofort zu Ende.

Der Kerkermeister zog ein Betelblatt hervor, wickelte ein Stück ungelöschten Kalk hinein und schob es in den weiten Mund. Dann rief er den Wirt.

»Was willst du?« fragte dieser.

»Das Gewöhnliche!«

»Ich bringe es sofort.«

Der wackere Herbergsvater nahm eine hölzerne Tasse, gab einige Teeblätter hinein und goß mit dem Löffel, den ich zum Reisesen benutzt hatte, etwas heißes Wasser darauf. Diesen köstlichen Trank brachte er dann dem Manne mit den Schlüsseln.

»Hier hast du!«

Der Kerkermeister nahm die Tasse und trank, sehr langsam und in ganz kleinen Zügen, nach jedem Schlucke verzerrte sich sein Gesicht vor Vergnügen.

»Wer bist du?« wandte er sich während des Trinkens an mich.

»Ein Wongy,« entgegnete ich hochmütig.

Doch der Kerkermeister gab mit noch größerem Selbstgefühl zurück: »So bist du würdig, daß ich mit dir spreche.«

»Aber du bist nicht würdig, daß ich ein Wort an dich richte,« erwiderte ich, indem ich ihn verächtlich ansah.

»Oh! Du weißt nicht, wer ich bin,« sagte er empfindlich.

»Ich weiß es sehr wohl. Ich bin ein Wongy und du bist ein jämmerlicher Kerkermeister, nicht bloß ein Diener des Kaisers, sondern sogar der Diebe und Mörder.«

»Du irrst. Ich bin der Oberkerkermeister des Reiches.«

»Der Oberkerkermeister? Wie viele Gefängniswärter unterstehen wohl deiner Leitung?« fragte ich spöttisch.

»Keiner. Ich bin der einzige Kerkermeister in Amrapura —«

»Womit du sagen willst, daß sich sonst niemand soweit herabwürdigen will, ein Diener der Straßenräuber zu werden,« fiel ich rasch ein.

»Da irrst du dich abermals. Hunderte sehnen sich nach der Würde, die ich bekleide, ich bin der berühmte —«

»— Diener der Diebe,« spottete ich.

»Hüte deine Zunge Wongy! Es könnte leicht sein, daß du eines Tages unter meine Obhut kommst.«

»Was? Du willst mir drohen?« schrie ich aufspringend und mich sehr erzürnt stellend.

»Das ist nicht meine Absicht —«

»Du sagtest —«

»Was leicht werden kann.«

»Beweise es mir.«

Cujen schüttelte seine Schlüssel.

»In meinem Kerker befindet sich ein vornehmer Wongy.«

»Das glaube ich dir nicht.«

»Es ist wahr. Dieser Wongy wurde heute gefesselt in das Gefängnis gebracht, weil er sich an der geheiligten Person des Kaisers vergriffen hat.«

»Ein Wongy ist nicht fähig, ein Verbrechen zu begehen.«

»Mein Gefangener tat es aber doch. Er hat den heiligen Elefanten getötet.«

Ich schüttelte den Kopf.

»Nun begreife ich, Cujen. Der Tee, welchen du trinkst, hat deine Sinne verwirrt. Weißt du nicht, daß der weiße Elefant nicht stirbt?«

»Und weißt du nicht, daß er heute gestorben ist?«

»Bah, das glaube ich nicht.«

»Was muß ich tun, um dich zu überzeugen?«

»Gar nichts kann mich überzeugen. Ein Wongy wird niemals ein Verbrechen begehen.«

Der Kerkermeister schüttelte von neuem seinen Schlüsselbund. »Wenn ich dir aber sage, daß der Wongy Mangvé-Mengyi bei mir eingekerkert ist,« schrie er.

»So sage ich dir, daß du ein Lügner bist,« entgegnete ich gelassen.

»Komm mit mir! Ich werde dir den Wongy zeigen.«

Das war es, was ich bezweckt hatte. Aber ich wollte doch nicht sofort auf seinen Vorschlag eingehen, um keinen Verdacht zu erwecken.

»Ein edler Wongy wird niemals ein Gefängnis, die Heimat der Diebe, besuchen,« lehnte ich deshalb ab.

»Es ist aber jetzt auch die Heimat eines Wongy. Übrigens verlierst du nichts mit einem solchen Besuche. Auch unser erhabener Herrscher, Mendun-Men, war schon einmal dort. Komm!«

»Jetzt gleich?«

»Ja.«

»Jetzt habe ich keine Zeit. Ich muß erst mein Abendessen beenden. Wirt, hast du nichts zu trinken?« fragte ich den Gasthofbesitzer.

»Willst du Tee?«

»Nein. Hast du keine Liköre?«

»Ja, ich habe einen sehr feinen Likör, den die Engländer gerne trinken und den ich mir von Rangoun schicken ließ, wo sehr viele leben.«

»Bringe ihn mir.«

Der Wirt trat in ein nahes Gemach und kehrte mit einer versiegelten Flasche zurück, dessen Etikette mir sagte, daß sie Kognak enthielt. Die Flasche kam mir gelegen.

Ich öffnete sie, goß etwas von der Flüssigkeit in eine hölzerne Tasse und kostete sie. Der Kognak war nicht schlecht.

»Was trinkst du da?« fragte der Kerkermeister.

»Jugendlikör.«

»Was ist das?«

»Dies ist ein Likör, den Gautama selbst hergestellt hat und der demgemäß ungemein köstlich ist. Wer von ihm trinkt, dem wird ewige Jugend und ewiges Leben zuteil.«

»Ist es möglich?« rief Cujen.

»Es ist, wie ich dir sagte. Wie viele Jahre glaubst du wohl, daß ich zähle?« fragte ich lächelnd.

»Dreißig.«

»Du irrst. Ich habe bereits achthundert hinter mir,« entgegnete ich mit einer Unverfrorenheit, die sich auf die grenzenlose Unwissenheit der Birmanen stürzte.

»Achthundert!« schrie der Kerkermeister zwischen Erstaunen und Unglauben.

»Achthundert,« versicherte ich mit größtem Ernst.

»Und dieses Alter verdanke ich allein dem Gebrauche des Jugendlikörs.«

Der Kerkermeister betrachtete mich eine Weile verwirrt, dann sprang er auf und näherte sich drohend dem Buckligen.

»Elender Wirt,« schrie er und schüttelte seinen Schlüsselbund. »Fürchte meine Rache! Ich werde dich zertreten, wie man einen Wurm zertritt. Elender Wirt! Verräter!«

»Was tat ich dir Übles?« fragte der Wirt verblüfft.

»Ein Verbrecher bist du, der sich an der geheiligten Person Seiner Majestät vergriffen hat. Ja, du hast dich an ihr vergriffen, weil du mein Leben bedroht hast, weil du meinen Tod wolltest, um

dem Kaiser seinen wichtigsten Beamten, seinen neuesten Diener zu rauben.«

»Ih! ih! ih! Du redest irre, mein Guter,« entgegnete der Wirt, etwas betroffen von diesen Worten; er betrachtete mitleidig den Kerkermeister, den er für verrückt hielt.

»Ich rede nicht irre, sondern spreche im vollen Ernst. Du wolltest meinen Tod.«

»Was habe ich denn getan?«

»Den köstlichen Jugendlikör hast du mir verhehlt. Dein Vergehen verdient keine Entschuldigung.«

»Ih, ih, ih! Du weißt nicht, was du sprichst. Du hast mich noch niemals nach dem Preise dieses Likörs gefragt.«

»Nun, der Likör –?«

»Ist sehr teuer.«

»Ich bin nicht arm.«

»Ich weiß es, du erhältst jeden Monat einen Taël.«<sup>1</sup>

»Nun und scheint dir dies wenig?«

»Nein, sehr viel sogar. Aber eine Flasche von diesem Likör kostet zehn Taël. Du müßtest also zehn Monate arbeiten, ehe du dir eine kaufen könntest.«

Der Kerkermeister sperrte seinen großen Mund weit auf, rang die Hände und sank wie vernichtet auf seinen Sitz zurück. »Oh, ich Ärmster! Ich muß also sterben,« stöhnte er tiefschmerzlich.

Den Kopf gesenkt, die Augen geschlossen, saß er da, ein Bild heller Verzweiflung.

»Möchtest du gern wieder jung werden, Cujen?« fragte ich ihn.

Er öffnete die Augen und sah mich vorwurfsvoll an. »Welche Frage, Herr!«

»So trinke deinen Tee aus und reiche mir die Tasse. Ich will mit dir dieses köstliche Getränk teilen.«

---

<sup>1</sup>Ein Taël ist etwa 8 Franken.

Der Lange sprang vor Freude: »Herr, o wie gut du bist! Du schenkst mir nicht nur die Jugend, du gibst mir das Leben wieder! Wie soll ich dir danken! Niemals werde ich deine Güte vergessen.«

Er gab mir die leere Tasse und ich füllte sie mit Kognak. Gierig griff er darnach und trank sie in einem Zuge aus.

»Brr!« schüttelte er sich, »das brennt wie Feuer.«

»Ja, in diesem Getränk befindet sich auch das Feuer der Jugend, jenes Feuer, welches in den Adern aller brennt, die noch im Frühling des Lebens stehen.«

»Wie gelehrt du bist! Aber du sprichst wahr. Ich fühle mich so wohl, so glücklich, nun ich diese Tasse geleert habe. Es wogt und siedet in meinen Adern und ich möchte singen und springen vor Lust.«

Der Bucklige betrachtete uns mit erstaunten Äuglein, in welchen ich ganz deutlich die Lust glitzern sah, dieses merkwürdige Getränk auch kosten zu dürfen.

»Herr,« begann er, »du bist doch überzeugt, daß ich der Besitzer der ersten Herberge in Amarapura bin?«

»Ich glaube es und bewundere dich deshalb.«

»Ich verstehe sehr gut zu kochen —«

»Das feine Abendessen, das du mir vorgesetzt hast, bewies mir das zur Genüge.«

»Mein Ruhm erfüllt deshalb die ganze Erde —«

»Das bezweifle ich nicht.«

»— Und mein Tod würde ein schweres Unglück für das Land bedeuten.«

»Auch meine Tränen würden um dich fließen, denn du hast mich vorzüglich empfangen.«

Ein zufriedenes Lächeln umspielte seine Lippen: »Herr, du gehörst zu den wenigen, die mich nach Verdienst schätzen.«

»Wer dich nicht kennt, kann dich auch nicht schätzen.«

Der Wirt sperrte die Augen weit auf. »Wäre es dir also nicht auch lieb, wenn ich ewig leben könnte?«

»Gewiß, ich wünsche das sogar sehr. Binnen kurzem werde ich Amarapura verlassen, doch hoffe ich in tausend Jahren zurückzukehren —«

»In tausend Jahren!« schrie der würdige Herbergsvater von panischem Schrecken erfaßt.

»Ja, in tausend oder vielleicht auch zweitausend Jahren, je nachdem. Und natürlich würde es mich ungemein freuen, dich dann noch lebend vorzufinden und wieder bei dir übernachten zu können.«

»Das steht in deiner Macht, Herr!«

»Nicht in der meinigen, sondern in deiner, mein werter Wirt!«

»Ja der deinigen, Wongy! Du besitzt den köstlichen Jugendlikör. Laß auch mir seine geheimnisvollen Kräfte zugute kommen, indem du mir einen Schluck des gesegneten Getränkes anbietest.«

»Gautama stehe dir bei, Teuerster! Sag einmal: woher habe ich dieses wertvolle Getränk?«

»Von mir.«

»Wie willst du also, daß ich dir schenke, was du mir soeben verkauft hast? Ich bin überzeugt, daß sich in deinem Besitze noch viele solche kostbare Flaschen befinden. Leere sie alle, aber lasse mir und meinem lieben Freunde hier diese eine ungestört.«

»Diese Flasche ist die letzte. Ich besitze nicht eine einzige mehr,« versicherte der Bucklige.

»Unmöglich!« rief ich, mich erstaunt stellend.

»Es ist so, wie ich dir sage. Ich kaufte sechs Flaschen von einem Kaufmann aus Rangoun, der mir jedoch nichts von der diesem Liköre eigentümlichen Kraft verriet. Fünf davon verkaufte ich einigen durchreisenden Engländern, die sechste und letzte gab ich dir.«

»Du hast nicht klug gehandelt, jene Flaschen zu verkaufen.«

»Jetzt weiß ich es; deshalb, Herr, wollte ich dich —«

»Laß dir von Rangoun noch ein halbes Dutzend Flaschen schicken, mein Lieber, und leere sie alle. Du bist reich und kannst es dir leisten. Diese da ist für mich und meinen Freund Cujen.«

»Gut gesprochen!« schrie dieser und hob seine Schlüssel hoch. »Noch einen Becher, noch einen einzigen!«

Er reichte mir die Tasse und ich füllte sie aufs neue.

»Du bist sehr grausam, Herr,« sagte der Wirt mit einem flehenden Blick.

Ich hätte ihm gerne das Erbetene gewährt, aber jetzt konnte ich es noch nicht. Wenn der Kerkermeister im tiefen Schlafe der Trunkenheit lag, war es mir ein Leichtes, meinen alten Freund zu befreien . . .

»Grausam?« rief der Kerkermeister, die Worte des Wirtes auf schnappend, »grausam? Er ist der beste, freigebigste Mann, den die Erde trägt und ich nehme ihn von jetzt an unter meine besondere Obhut.«

Seine Stimme überschlug sich bei den letzten Worten. Der Alkohol begann bereits seine Wirkung auf ihn auszuüben, wie die glänzenden und immer kleiner werdenden Augen und das geröthete Gesicht deutlich bewiesen.

Der Wirt legte gegen die Lobeserhebungen des Kerkermeisters Protest ein: »Aber er —«

»Stillgeschwiegen!« brüllte Cujen, »stillgeschwiegen, wenn du nicht willst, daß ich dich —« Und er hielt ihm drohend das Abzeichen seiner Würde unter die Nase.

Dann wandte er sich mit aufgeheitertem Gesicht und ruhigem Blick wieder mir zu. Er versuchte mir zuzulächeln, brachte es aber nur zu einem widerlichen Grinsen. »Herr,« stammelte er, »weißt du, daß ich dich liebe?«

»Ich wußte es nicht, aber es freut mich sehr, es zu erfahren.«

»Dies muß dich doch auch sehr ehren.«

»Gewiß, ich fühle mich sehr geschmeichelt.«

»Und das mit vollstem Recht, denn ich bin bin – bin – ich habe einen Wongy unter meiner Obhut – Herr, ich hasse den Wongy, aber dich – dich –«

»Mich liebst du, das freut mich, und deshalb gab ich dir ja auch von dem kostbaren Jugendlikör.«

Der Kerkermeister senkte eine Weile den Kopf, wie es schien, in tiefes Nachdenken versunken, oder vielleicht um seine zerstreuten Gedanken zu ordnen.

»Herr,« fragte er mich dann, »welcher von uns beiden ist wohl jetzt der Jüngere?«

»Natürlich der, auf den der Jugendlikör die meiste Wirkung ausübt,« entgegnete ich.

Der Lange sah mich mit stiller Bewunderung an.

»Bei Buddha, albern bist du wirklich nicht,« rief er aus. »Aber auf welchen hat der Likör die meiste Wirkung ausgeübt?«

»Gewiß auf den, der die größere Menge getrunken hat.«

»Gut, sehr gut! Du sprichst immer wahr. Ich – ich – ich – will jung sein, ganz jung. Gib mir noch einen Becher von diesem Geschenk Nirwanas, Herr –«

Er hielt mir abermals seinen Becher hin und leerte ihn, nachdem ich ihn gefüllt, auf einen Zug.

In dieser schnellen Weise hatte er nun bereits eine halbe Flasche Kognak getrunken. Sein Antlitz glühte wie im Feuer und die stier blickenden Augen wurden immer kleiner.

»Herr,« stammelte er, »welch ein Getränk! . . . Wo bin ich? – Ich bin – ich – Aber nein – nein – nein – mein Kopf ist so verwirrt – Wer –«

»Er kann nicht mehr denken, er ist wirklich wieder ein Kind geworden. Auch ich, als ich noch ein kleines Kind war, wußte nichts von mir. Welch bewunderungswürdiges Getränk!« rief der erstaunte Wirt.

»Herr – was machst du? – Du kannst wohl nicht feststehen – du bewegst dich ja fortwährend. – Und auch der Tisch dreht sich

– das Licht flackert – halte dich fest auf deinem Sessel, sonst fällst du –« fuhr der Trunkene fort.

»Ich sitze ganz ruhig,« versicherte ich.

»Ich sehe wohl, daß du viel jünger bist, als ich. Du kannst ja nicht einmal einen Augenblick ruhig bleiben . . . «

»Was sagt der Kerkermeister?« fragte der Wirt.

In der Flasche befand sich noch ein gut Teil Kognak. Ich hatte seiner nun nicht mehr nötig, denn der Kerkermeister war bereits in dem Zustand, in dem ich ihn haben wollte. Aber den Wirt gelüstete es nach dem Trank und mir konnte es nur zustatten kommen, wenn auch er berauscht und unfähig wurde, hindernd in meine Pläne einzugreifen.

»Wirt,« sagte ich deshalb zu ihm, »erfüllt es dich nicht mit Bewunderung, zu sehen, wie sich der Kerkermeister verjüngt fühlt, nachdem er kaum von dem Jugendlikör gekostet hat?«

»Ich sehe es, ich sehe es. Könnte nur auch ich –«

»Ich verstehe und will deine Sehnsucht befriedigen, um dir zu beweisen, wie lieb ich dich gewonnen habe. Hier ist die Flasche. Was sich noch darin befindet, ist dein.«

»Du schenkst es mir?« fragte er jubelnd.

»Ja.«

Er drückte mir auf alle mögliche Weise seine Freude und Dankbarkeit aus, füllte sich dann einen Becher und hob an zu trinken.

»Auch der Bucklige will wieder jung werden und ewig leben,« schrie der Kerkermeister. »Trink nur, Buckliger, trink –. Aber meine Gefangenen, es ist schon spät und ich muß gehen – Wongy, ich sehe dich morgen wieder – ich werde dir ewig dankbar sein –«

Er versuchte aufzustehen, doch war das nicht so leicht. Er fiel zweimal auf seinen Sitz zurück.

»Ih! ih! ih! Der Kerkermeister ist wirklich ein Kind. Welch wunderbares Getränk!«

Der Kerkermeister befand sich in einer jämmerlichen Verfassung. Er torkelte nach Art der Betrunkenen, wackelte mit dem Kopfe und fand nur mit knapper Not eine Stütze am Tische.

»Halt, ihr Narren, halt!« schrie er. »Der Tisch tanzt, das Zimmer dreht sich – Wirt, du bist wirklich wieder jung geworden, du stehst ja auf den Händen und streckst die Beine in die Luft – Halt doch, halt! halt!«

»Niemand von uns bewegt sich,« sagte der würdige Herbergsvater mit glühendem Gesicht.

»Niemand? Ihr seid Kinder, die nicht einmal wissen, daß man auf den Füßen stehen muß,« kreischte Cujen und stützte sich schwer auf den Tisch.

»Ih! ih! ih! Cujen« – grinste der Bucklige.

»Still!« kreischte drohend der Betrunkene.

»Still! Ich bin – Aber wer bin ich denn? Ich bin – bin –«

»Du bist der Kerkermeister,« vollendete ich.

»Ja richtig, jetzt weiß ich. Ich bin der Kerkermeister. Aber wohin gehe ich jetzt?«

»Du wolltest in den Kerker zurückkehren.«

»Ja, ich muß sofort dorthin gehen. Buddha sei mit dir – ich muß eilen.«

Er tat einen Schritt vorwärts, aber er wäre gefallen, hätte er sich nicht noch rasch an dem Tische gehalten.

»Alles bewegt sich, alles dreht sich – das Gefängnis! – Wer bist denn du?« wandte er sich an mich.

»Kennst du mich nicht mehr?«

»Ach ja, jetzt weiß ich. Du wolltest den gefangenen Wongy sehen. Herr, gib mir deinen Arm und laß uns gehen. Ich sehe, du kannst dich nicht mehr auf deinen Füßen halten, du möchtest fallen. Komme, ich werde dich führen.«

Ich nahm ihn unter den Arm und wandte mich an den Wirt: »Warte einen Augenblick –«

Aber der hörte mich nicht mehr. Er hatte die Kognakflasche bis auf den letzten Tropfen geleert und der Alkohol war ihm längst in den Kopf gestiegen. Jetzt lag er auf dem Fußboden, unfähig, die Glieder zu regieren, lachte wie verrückt und große Tränen rollten über seine Wangen.

Der Kerkermeister hing sich fest an meinen Arm. Es gelang mir glücklich, die Pforte der Herberge zu erreichen und zu öffnen.

»Wohin gehen wir?« fragte der Trunkene.

»Du weißt es doch.«

Der Platz war leer. In dem matten Licht der silbernen Sichel unterschied ich nicht ohne Mühe die umliegenden Häuser und machte endlich das Gefängnis ausfindig.

Die frische Nachtluft tat meinem Schützling gut und verscheuchte in etwas die Geister des Alkohols.

»Herr, wo befindet sich das Gefängnis?« erkundigte er sich.

»Hier ist es,« entgegnete ich und zeigte ihm die große Hütte, denn anders konnte man das Gebäude nicht nennen.

»Es ist wahr. Daß ich aber so vergeßlich bin,« schüttelte er sein weises Haupt.

Ich schleifte ihn in der Richtung nach seiner Behausung weiter; es ging sehr langsam.

»Herr,« stammelte er nach einer Weile wieder, »fühlst du dich nicht geehrt, daß dich ein so hochverdienter Mann, wie ich bin, führt?«

»Gewiß, ich fühle mich dadurch hoch geehrt.«

»Stütze dich nur recht fest auf mich, Herr, du wankst und könntest fallen. Du hast offenbar zu viel von dem Jugendlikör getrunken und bist zu jung geworden.«

Bei diesen Worten klammerte er sich noch fester an mich an und ich mußte alle Gewalt anwenden, ihn vorwärts zu bringen. Ich dankte Gott, als wir endlich unser Ziel erreicht hatten.

»Ist dies der Kerker?« fragte Cujen.

»Ja.«

»Du irrst dich nicht, Herr?«

»Nein.«

»So klopfe an die Pforte.«

»Wozu denn?«

»Bei Buddha! Solch eine dumme Frage! Damit man uns öffnet, natürlich.«

»Aber bist denn nicht du der Kerkermeister?« fragte ich.

Er schüttelte den Schlüsselbund. »Buddha, bin ich jung geworden! Ich vergaß sogar, daß ich der Kerkermeister bin,« rief er und lachte wie ein Wahnsinniger.

»Öffne also.«

»Ja, wie denn?«

»Du hast doch die Schlüssel bei dir?«

Er hob den Bund. »Du hast recht. Ich habe den Schlüssel mit. Für deine Jahre bist du wirklich ein kluger Mann. Aber glaubst du, daß er öffnen wird?«

»Selbstverständlich wird er das.«

»Öffnen wir also diese gesegnete Pforte.«

Der Kerkermeister brachte die Schlüssel dicht vor seine Augen und betrachtete sie genau. Aber seine Hand zitterte. Plötzlich sank sie herab und in weitem Bogen sausten die Schlüssel zu Boden.

»Ah!« schrie er. »Auch die Schlüssel sind jung geworden und wollen tanzen.«

»Du mußt den Schlüssel in das Schlüsselloch stecken.«

»Uhm! Wie macht man das?«

»Nichts leichter als das. Gib her!«

»Wenn du es triffst, so bist du viel klüger als ich. Aber ich bin schläfrig, ich bin sehr schläfrig,« klagte er und gähnte.

»Gib mir den Bund.«

»Du kannst nicht aufsperrern.«

»Ich werde es wenigstens versuchen.«

»Hier hast du ihn. Aber ich weiß, daß du nicht aufbringst. Du bist schlau, aber noch lange nicht so, wie ich,« sagte er und gähnte aufs neue.

Der Bund war aus etwa zwanzig Schlüsseln gebildet, alle sehr groß und massiv, unter welchen jedoch besonders einer durch seine Größe und Dicke hervorragte. Versuchsweise steckte ich ihn in das Schloß und ich hatte recht – er sperrte.

»Wie klug du bist,« wunderte sich Cujen.

Ich zerrte ihn über die Schwelle, zog den Schlüssel wieder heraus und warf die Türe hinter uns zu.

Dichte Finsternis umgab uns.

»Wo befindet sich dein Zimmer?« fragte ich Cujen.

»Wer weiß es?« erwiderte er sententiös.

»Hast du kein Licht bei dir?«

»Nein.«

Ich zog eine Schachtel mit Wachszündhölzern aus der Tasche und entzündete eines davon. Unweit von mir sah ich auf der Erde eine primitive Öllampe, aber ich konnte mich nicht bücken, um sie aufzuheben, weil der Kerkermeister immer noch wie eine Klette an mir hing.

»Herr, schwanke doch nicht so sehr,« ermahnte er mich.

»Laß meinen Arm auf einen Augenblick los.«

»Niemals! Du fällst.«

»Ich falle nicht. Laß mich los!«

»Nein!«

»Aber so halte doch die Mauer. Siehst du denn nicht, daß sie wankt und einzustürzen droht?« rief ich jetzt, auf seinen Gedankengang eingehend.

»Wahrhaftig, du hast recht! Die Wände senken sich, der Kerker will einstürzen. Ich muß ihn nur schnell stützen, wenn ich noch ferner sein Hüter sein will, der mächtige und geschätzte Kerkermeister Cujen,« rief der Trunkene und stemmte, mich freigebend, beide Hände gegen die Wand.

Meiner Last entledigt, bückte ich mich rasch nach der Lampe. Aber in demselben Augenblick hörte ich auch schon einen Fall. Das Streichholz erlosch und aufs neue umhüllte dichte Finsternis das Gefängnis.

»Hast du dir weh getan?« fragte ich meinen unsichtbar gewordenen Begleiter.

»Du beleidigst mich!« entgegnete er und begleitete diese drei Worte mit einem neuerlichen Gähnen.

»Du bist doch gefallen?«

»Ich habe mich nur niedergesetzt, weiter nichts.«

Ich entzündete ein neues Streichholz und mit diesem den Docht der Terrakottalampe. Die kleine Flamme erhellte doch ein wenig den langen Korridor.

Mit der Lampe in der Hand näherte ich mich dem Gestürzten und fragte abermals: »Hast du dir weh getan?«

Er antwortete nicht.

Hatte er sich vielleicht wirklich bei dem Fall beschädigt? Ich beugte mich über ihn und leuchtete ihm in das Gesicht. Er hatte die Augen geschlossen und die regelmäßigen Atemzüge verkündeten mir, daß er schlief.

Das kam mir aber gar nicht gelegen. Zwar, die Schlüssel waren in meinem Besitz, mit denen ich jedes Lokal des Gefängnisses zu öffnen vermochte.

Aber ich wußte nicht, in welcher Zelle sich der unglückliche Wongy befand und konnte doch unmöglich alle der Reihe nach durchforschen. Der Kerkermeister mußte sie mir angeben.

Ich stellte die Lampe nieder und rüttelte den Schlafenden heftig. Er schlug die Augen auf und betrachtete mich verständnislos.

»Was willst du?« fragte er unwirsch.

»Wache auf!«

»Laß mich! Ich will schlafen.«

»Du versprachst mir doch, mir die Zelle des gefangenen Wongy zu zeigen, dessen Anwesenheit in deinem Gefängnisse ich bezweifelte.«

»Laß mich in Frieden und geh allein, wenn du ihn gern sehen willst.«

»Gut, aber ich weiß nicht, in welcher Zelle er sich befindet.«

»Laß mich schlafen, ich bin so müde,« gähnte Cujen.

»Du magst dann schlafen, aber erst sage mir —«

»Laß mich! Laß mich! Aaah!«

»Wo ist der Wongy?«

»In der letzten Zelle.«

»Zur Rechten oder zur Linken?«

»Laß mich in Frieden! Ich habe Schlaf.«

»Rechts oder links?« wiederholte ich.

»Uhm! Ich weiß es nicht.«

»Du weißt nicht, welches deine rechte Hand ist?«

»Nein.«

»Nun jene, mit welcher du den Jugendlikör zum Munde geführt hast.«

»Ach so! Zur rechten Hand.«

»Ist dies auch wahr?«

»Ich habe Schlaf,« war die einzige, gähnend erteilte Antwort.

»So schlafe, schlafe nur.«

Cujen schloß aufs neue die Augen und bald schlief er den Schlaf des Gerechten. Von ihm hatte ich keine Störung meines Planes zu befürchten, der schnell fertig war. Ich war jetzt der Herr des Gefängnisses.

Ich ergriff Licht und Schlüssel und wandte mich tiefer in den Korridor hinein.

Elf Türen mündeten auf denselben, auf jeder Seite fünf und eine an seinem äußersten Ende. Die letzte auf der rechten Seite war nach den Worten des Kerkermeisters jene, in welcher sich mein Freund befand, wenn ich Cujen trauen konnte. Freilich, er war

bereits halb bewußtlos gewesen, als er sie gesprochen, aber trotzdem meinte ich, ihnen glauben zu dürfen. Und schließlich war ja auch nichts verloren, wenn ich ja in die unrechte Zelle geriet. Der Gefangene kannte mich nicht und war auch wahrscheinlich gefesselt, so daß er nicht sogleich an einen Fluchtversuch denken konnte.

Aber welcher von diesen Schlüsseln öffnete die Türe, hinter der ich den Wongy vermutete? Aufs Geratewohl probierte ich einen, aber er versagte; mit dem zweiten und dritten ging es mir nicht besser.

Das Geräusch hatte den Gefangenen offenbar aufmerksam gemacht. Ich hörte Ketten klirren und eine tiefe, wohl lautende Stimme murmelte: »Nicht einmal nachts läßt man mich in Ruhe.«

Gott sei Dank, der neunte Schlüssel paßte! Und die Stimme hatte ich auch erkannt und wußte nun, daß ich mich in der Zelle nicht geirrt.

»Still!« rief ich dem Gefangenen leise zu. »Verrate dich nicht. Ich bin es, der europäische Arzt.«

»Du, Herr!« kam es freudig zurück.

»Still! Ich komme in deine Zelle und wir können dann ungestört miteinander sprechen.«

Ich zog den Schlüssel aus dem Schloß, trat ein und schloß vorsichtig die Türe hinter mir zu.

Die Zelle war sehr klein. Auf dem Boden lag ein Haufen faules, schmutziges Heu und in einer Ecke stand ein tönernes Geschirr mit einer braunen Flüssigkeit, die offenbar Wasser vorstellen sollte, und in einer hölzernen Schüssel eine schmale Portion Reis – die Nahrung und der Trank des Gefangenen.

Dieser selbst befand sich in einem wahrhaft erbarmungswürdigen Zustand.

Man hatte ihn seiner kostbaren Kleidung beraubt und ihm dafür einen von Schmutz starrenden, alten, zerfetzten Mantel gegeben. Um seinen Hals schlang sich ein eiserner Ring, von dem zwei

Ketten zur rechten Hand und dem linken Fuß liefen. Eine dritte Kette verband die linke Hand mit dem rechten Fuß.

»Du hier, Herr?« fragte er nochmals, als ich ihm gegenüberstand.

»Ich sagte dir ja im Tempel, daß wir uns bald wiedersehen würden; ich halte mein Wort.«

»Wie gelang es dir, hier einzudringen?«

»Ah, nichts widersteht der Schlaueit eines Europäers. Ich bin jetzt der Herr des Gefängnisses und komme, dich zu befreien. Laß mich deine Ketten durchfeilen – dann wollen wir fliehen,« sagte ich und zog meinen Dolch hervor, um das Eisen durchzufeuilen. Aber der Wongy stieß mich unsanft zurück.

»Laß mich! Rühre mich nicht an!« rief er.

»Ich bringe dir das wertvollste aller Geschenke, die Freiheit.«

»Auf diese Art will ich sie nicht,« war die Antwort.

Die entschiedene Art, in der sie erteilt worden, ließ mich wenig Erfolg von meinem waghalsigen Unternehmen hoffen.

»Liebst du die Freiheit nicht?« fragte ich.

»Ja, ich liebe Freiheit und Leben, aber noch weit mehr meine Ehre und eine Flucht würde mir diese rauben.«

»Du irrst. Du bist hier ungerecht eingekerkert worden und willst also nicht fliehen?«

»Niernals!«

»Und wenn ich dich zwingc, mir zu folgen? Ich bin viel stärker als du.«

»Du würdest dich selbst entehren durch einen solchen Zwang.«

»Die Zeit drängt, ich muß gehen, sonst könnte ich den Weg nicht mehr frei finden. Du wirst bald wieder von mir hören, denn ich hoffe, ein besseres Mittel ausfindig zu machen, dich zu retten.«

»Tue, was du willst, aber hoffe nicht zu viel. Ich empfehle dir meinen Sohn.«

»Gewiß werde ich mich seiner annehmen.«

»Schütze ihn vor meinem Lose, aber sage ihm auch, daß sein Vater ergeben starb, daß man mich in Nirwana verflucht hätte, wenn ich es gewagt, mich gegen unseren erhabenen Herrscher aufzulehnen.«

»Ich werde ihm deine Worte bestellen. Leb wohl, Wongy!«

»Gautama sei mit dir!«

Ich ging und verschloß die Türe wieder. Mein erster Versuch, meinen armen Freund zu befreien, war kläglich mißglückt.

Das Licht wies mir den Weg zurück zu dem Kerkermeister, den ich noch immer ruhig schlafend fand. Ich legte ihm das Zeichen seiner Würde, die Schlüssel, in den Schoß, löschte die Lampe aus und verließ das Gefängnis, um meine berühmte Herberge wieder aufzusuchen. Dort lag der nicht minder berühmte Wirt ebenfalls auf dem Boden und schnarchte wie eine Sägemühle.

Ich verschloß die Türe sorgfältig hinter mir und suchte dann die famosen ›Extrazimmer‹, um zu schlafen. Eigentlich wollte ich noch nicht schlafen, sondern meinen Plan für den kommenden Morgen fertigstellen, doch die Müdigkeit überwältigte mich.

Ich sank in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

#### FÜNFTES KAPITEL. DER GARDEROBIER DES KAISERS.

Ich hatte wirklich sehr gut in dem berühmten Gasthause ›Zur Wohnung des Herrn‹ geschlafen. Als ich erwachte, überzeugte ich mich bei dem Lichtschimmer, der durch die dünnen Wände der Hütte drang, daß es auf meiner Taschenuhr bereits acht Uhr war. Rasch erhob ich mich, dehnte die steifen Glieder, warf den Mantel, der mir zur Lagerstatt gedient hatte, wieder um und verfügte mich in den ›Speisesaal‹.

Ich fand denselben noch in dem Zustande, in dem ich ihn gestern verlassen. Auf dem Tische standen noch die Tassen, die leere Kognakflasche und die Terrakottalampe und auf dem Herde befanden sich noch die Töpfe über dem längst erloschenen Feuer. Der Wirt lag noch immer schnarchend auf dem Fußoden.

Ich beugte mich über ihn und rüttelte ihn kräftig bei den Schultern, worauf er die Augen aufschlug und verwundert um sich blickte.

»Erwache, es ist hohe Zeit,« sagte ich.

Er sprang auf und sah nur noch erstaunter drein. Die Sonne, welche das ärmliche Zimmer mit Licht überflutete, sagte ihm, daß es schon spät sei.

»Gautama! Es ist schon Tag,« rief er verlegen.

»Du hast lange geschlafen.«

»Ich habe sehr gut geschlafen, zu gut sogar.«

»Und hast darüber sogar deine Pflichten als Wirt vergessen. Was glaubst du wohl, daß man in der Stadt sagen würde, wenn ich erzählte, daß der Besitzer des Gasthauses ›Zur Wohnung des Herrn‹ sich nicht im geringsten um den Fremdling bekümmerte.«

Der Wirt kratzte sich hinter den Ohren. »Herr, ich flehe dich an, füge mir das nicht zu!«

»Nun, ich werde sehen. Für jetzt danke Gautama, daß ich ein ehrlicher Mann bin.«

»Wie meinst du das?« fragte er verduzt.

»Du hast die ganze Nacht geschlafen und sogar vergessen, dein Haus abzuschließen. Es wäre mir ein Leichtes gewesen, dich zu berauben, oder mich wenigstens in der Stille zu entfernen, ohne dir das Abendessen, den teuren Jugendlikör und das Nachtlager zu bezahlen.«

»Ah, jetzt erinnere ich mich! Der Jugendlikör, den du mir, o Wongy, gegeben, war es, der mich in den tiefen Schlaf versenkt hat.«

»Hat dir der Likör nicht geschmeckt?«

»Er war ausgezeichnet. Gautama selbst trinkt gewiß nichts Besseres in Nirwana. Aber die Wirkung? Wongy, dieser Likör mag gut sein, einem jungen Manne die Jugend zu erhalten, aber einem älteren Manne, wie ich bin, gereicht er nur zum Schaden.«

»Du übertreibst.«

»Nicht im geringsten. Sieh, mein teurerer Wongy: kaum hatte ich von dem kostbaren Getränke gekostet, wurde mir der Kopf schwer, die Augen fielen mir zu vor Müdigkeit, und in meinen Ohren sauste und brauste es . . . «

»Und fühlst du auch jetzt noch Neigung zum Schlafen?« unterbrach ich ihn.

»Ja,« bekannte der Wirt ängstlich.

»Dann hast du nichts zu fürchten. Was du da geschildert hast, habe auch ich schon erfahren, wie alle, welche diesen vortrefflichen Likör gebrauchen. Es ist dies der Kampf, welchen er mit dem Alter auszufechten hat.«

»Wenn das wahr wäre!« meinte der Wirt zweifelnd.

»Du bezweifelst wohl die Wahrheit meiner Worte?« fragte ich herrisch.

»Nein, nein. Ich glaube dir.«

»Und daran tust du gut. Ich gehe jetzt aus und werde erst Abend wieder zurückkommen. Sieh zu, daß ich bei meiner Rückkehr ein besseres Abendessen als das gestrige vorfinde.«

»Das Abendessen, das ich dir gestern gab, war ausgezeichnet,« entgegnete der Wirt.

»Bezweifelte ich denn dies? Ich sagte nicht, daß das gestrige Abendessen schlecht gewesen, sondern nur, daß das heutige noch besser sein solle. Ein Wirt, so bekannt und berühmt wie du, wird doch mehr als eine Speise herstellen können?«

Der Wirt neigte sich geschmeichelt. Die Worte hatten mir vollends sein Herz erobert.

»Herr, ich liebe dich! Sofort werde ich mich an die Arbeit begeben. O, ein vorzügliches Essen werde ich herstellen.«

»Ich zweifle nicht, daß es dir Ehre machen wird. Gehab dich wohl!«

»Gautama sei mit dir!« erwiderte der Bucklige mit einer neuen Verbeugung.

Zuerst ging ich nach dem Gefängnis, dessen Türe ich noch geschlossen fand. Der verjüngte Cujen schlief also noch und träumte wahrscheinlich von ewiger Jugend.

Trotz der vorgerückten Tageszeit war der Platz leer.

Ich lenkte nun meine Schritte nach dem Tempel des Herrn, um zu sehen, ob Mangvés Palast durch die Plünderung sehr gelitten habe.

Auch die Seitenstraße, in welche ich eingebogen, war leer. Sie war schmal und entbehrte die kaiserlichen Palisaden.

Kaum hatte ich einige Schritte gemacht, kam mir ein Mann entgegen, der sofort meine Aufmerksamkeit erregte. Er war offenbar ein reicher Würdenträger des birmanischen Hofes, das sagte mir seine reiche Kleidung.

Des weiteren deutete sein Gesicht, obwohl gebräunt, in nichts auf eine indische Abstammung hin; der Schnitt desselben war vielmehr unverkennbar kaukasisch und ich zweifelte daher nicht, daß ich einen Europäer vor mir hatte.

Auch ich hatte die Aufmerksamkeit des Fremden erregt und ich erriet den Grund sehr wohl. Zwar trug ich außer der Landestracht auch Betelschachtel und Spucknapf bei mir, aber doch mußte sowohl der Schnitt als die Farbe meines Gesichtes, wie auch die Gewehre, die ich über meiner Schulter trug, jedem aufmerksamen Beobachter sagen, daß ich kein Eingeborener sei.

In meiner Nähe angekommen, blieb der Fremde zögernd stehen, offenbar ungewiß, ob er mich grüßen solle oder nicht. So übernahm ich dies, denn mir gefiel er auf den ersten Blick. Er mochte etwa 50 Jahre zählen, sein Blick und Antlitz war frei und offen.

Ich grüßte den Unbekannten mit einer Verbeugung, die er höflich erwiderte und dann fragte er: »Bist du ein Inländer?«

»Warum fragst du?«

»Ich sah dich noch niemals in der Stadt.«

»Ich bin ein Fremder, aber auch du bist kein Indier.«

Er lächelte. »Woraus schließt du das?«

»Deine Züge verraten den Europäer.«

»Ah, du sprichst von Europa. Ich täuschte mich also nicht, als ich annahm, daß du von dorthier gekommen?«

»Ich bin ein Italiener.«

»Und ich ein Portugiese.«

»Ein Portugiese in birmanischer Kleidung?« fragte ich verwundert in portugiesischer Sprache.

»Das setzt Sie in Erstaunen?« entgegnete er ebenfalls in seiner Muttersprache und sofort das europäische ›Sie‹ an Stelle des landesüblichen ›Du‹ setzend.

»Ein wenig.«

»Aber Sie sind Italiener und tragen ja auch das indische Kostüm?«

»Ich tue dies, um so bequemer die birmanischen Sitten studieren zu können.«

»Und ich muß es tragen, weil ich der Obersteuerinspektor und Garderobier des Kaisers bin.«

»Ah, dann habe ich also die Ehre, Signor Camaretta vor mir zu sehen?« rief ich freudig erstaunt.

»Zu dienen, der bin ich.«

Ich freute mich sehr, diesen einflußreichen Mann getroffen zu haben, denn ich hoffte auf seine Hilfe bei dem Befreiungswerke, das ich plante. Ich wollte ihm meine Freude auf eine geschickte Weise ausdrücken und sagte deshalb, nachdem ich mich ihm vorgestellt hatte, daß mir sein Name seit langem bekannt sei, denn auch in Europa besitze derselbe guten Klang.

Das bereitete ihm sichtliches Vergnügen und er fragte mich: »Sind Sie schon lange hier?«

»Gestern erst bin ich angekommen.«

»Dann haben Sie es gerade getroffen. Es werden sich in diesen Tagen zwei für einen Abendländer sehr fremdartige Schauspiele abwickeln, nämlich erstens das Leichenbegängnis des kaiserlichen

Schutzgeistes und zweitens die Hinrichtung eines hohen Würden-trägers des birmanischen Hofes.«

»Daß der weiße Elefant gestorben ist, weiß ich bereits. Wann findet sein Leichenbegängnis statt?«

»Heute noch.«

»Ich freue mich sehr es mit ansehen zu können. Wer aber ist der Mann, der hingerichtet werden soll?«

»Eben der Hüter des heiligen Elefanten.«

»Puh! Der Hüter eines Tieres!« rief ich lachend, um Camaretta zu bewegen, mehr von dem unglücklichen Wongy zu erzählen.

»Sie sind hier fremd und glauben deshalb, daß den weißen Elefanten zu hüten ein gewöhnliches Amt sei. Es ist eine der höchsten Würden, welche der Kaiser verleihen kann.«

»Das wußte ich allerdings nicht. Aber warum soll der Arme sterben?«

»Um den Zorn des Volkes zu besänftigen.«

»Das heißt, er stirbt unschuldig.«

»Ja, aber verwundern Sie sich nicht darüber. Derartiges ist in diesem Lande etwas Alltägliches.«

»Ich bin kein Neuling im Orient und kenne das alles wohl, aber trotzdem bleibt ein solches Verfahren tadelnswert. Wie heißt der unglückliche Wongy, welcher – hingerichtet werden soll?«

»Mangvé-Mengyi.«

»Ist es möglich!« rief ich, den Überraschten spielend. Camaretta brauchte ja nicht zu wissen, daß ich den unglücklichen Mann persönlich kannte, denn ich fürchtete, daß er mir in diesem Falle seine Hilfe verweigern würde.

»Kennen Sie den Wongy?« fragte der Garderobier erstaunt.

»Dem Namen nach. Ein Freund von mir sprach von ihm, als von einem sehr gebildeten und intelligenten Birmanen. Er gab mir sogar ein Empfehlungsschreiben an ihn mit und ich hoffte durch ihn eine Audienz beim Kaiser zu erlangen.«

»Wenn es weiter nichts ist, die Audienz will ich Ihnen gerne verschaffen.«

»Tausend Dank! Sie würden mir damit einen großen Dienst erweisen,« sagte ich, meine Freude übers diese unverhoffte Zusage geschickt verbergend.

Was wollte ich mehr?

»Danken Sie mir nicht. Ich tue Ihnen gern den kleinen Gefallen.«

»Könnte man den armen Wongy nicht retten?«

»Das ist unmöglich.«

»Wenn wir beide uns für ihn verwenden wollten?«

»Wenn ich das täte, käme ich um meinen Kopf und auch der Ihrige wäre nicht mehr sicher. Mendun-Men kümmert sich wenig um die europäischen Konsulate.«

»Man müßte eben Vorsicht brauchen. Wann soll der Wongy hingerichtet werden?«

»Morgen früh.«

»Und wann kann ich hoffen, von dem Kaiser in Audienz empfangen zu werden?«

»Wann reisen Sie ab?«

»Ich hatte den morgigen Tag für die Abreise festgesetzt.«

»O weh!« rief Camaretta. »Es wird schwer sein, die Audienz schon heute zu erhalten. Ich will ja mein möglichstes tun, aber ich fürchte, daß sie erst in zwei oder drei Tagen bewilligt werden wird.«

Mühsam verbarg ich den Schrecken, den ich bei diesen Worten empfand. Wenn ich es nicht erreichte, heute noch den Kaiser zu sprechen, dann war überhaupt alle Mühe umsonst und der unglückliche Wongy verloren.

»Ich verlasse mich auf Sie,« sagte ich bittend zu dem Garderobier.

»Ich will ja auch tun, was ich kann, aber ich fürchte, daß es nichts sein wird. Nun jedenfalls werde ich sehen. Wohin kann ich Ihnen den Bescheid bringen?«

»Ich werde zu Ihnen kommen, um ihn mir zu holen.«

»In meinem Hause trifft man mich sehr selten an, es ist also besser, ich komme selbst zu Ihnen. Wo wohnen Sie?«

»In dem Gasthause ›Zur Wohnung des Herrn‹.«

»Bei dem buckligen Wirt?« rief Camaretta lachend.

»Ja; im ersten Hotel Amarapuras.«

»Ja, ein ausgezeichnetes Hotel. Ich speiste ein einziges Mal dort. Aber haben Sie auch alles, was Sie für den Besuch beim Kaiser nötig haben?«

»Was wäre dies?«

»Ihre Kleidung ist schon gut, aber gebt dem Kaiser, was ihm gebührt.«

»Sie meinen wohl ein Geschenk?« fragte ich unruhig.

»Ja, ein solches ist unumgänglich notwendig. Es ist unmöglich, sich dem Souverän mit leeren Händen vorzustellen.«

»Aber ich wurde erst vor wenigen Tagen von dem König von Siam empfangen, ohne daß ich nötig hatte, ihm ein Geschenk zu machen.«

»Ländlich, sittlich!« entgegnete Camaretta achselzuckend.

»Nun, so nennen Sie mir eine passende Gabe.«

»Eine Taschenuhr wäre dem Kaiser sehr willkommen.«

»Ich habe nur eine einzige und die kann ich nicht entbehren.«

»Nun, dann ein Ring, eine goldene Kette, eines von Ihren Gewehren.«

»Die Gewehre sind mir zu wertvoll, um sie zu verschenken, und Ringe und Ketten führe ich nicht bei mir.«

»Was machen wir dann?«

»Könnte ich nicht etwas dergleichen kaufen?«

»Schwerlich. Die einheimischen Produkte hätten keinen Wert und von europäischer Goldschmiedekunst ist hier nichts zu haben.«

»Aber vielleicht könnte ich dem Kaiser ein Geschenk in Geld geben?«

»Das würde ihn allerdings sehr erfreuen, aber Sie müßten eine hohe Summe opfern!«

»Wie viel denn, zum Beispiel?«

»Zwanzig Pfund Sterling müßten Sie wenigstens geben.«

»Fünfhundert Lire!« rief ich erschrocken. »Das ist ein bißchen viel.«

»Freilich, und weniger darf es nicht sein.«

»Nun denn, ich werde aus der Not eine Tugend machen und diese – ich gestehe – für meine Verhältnisse sehr bedeutende Summe zum Opfer bringen.«

»Gut! übrigens wagen Sie dabei wenig, da auch Seine Majestät verpflichtet ist, Ihnen ein Geschenk zu geben und natürlich darf dasselbe keinen geringeren Wert repräsentieren.«

»So wären wir einig.«

»Ja. Ich werde jetzt einen Gang durch die Stadt machen, seien Sie zwischen 12 und 1 Uhr zu Hause, ich hoffe Ihnen dann eine günstige Antwort bringen zu können.«

Nach wiederholtem Danke meinerseits und herzlichem Händedrucke trennten wir uns.

## SECHSTES KAPITEL. DAS LEICHENBEGÄNGNIS.

Nach wenigen Schritten schon stand ich vor dem Tempel des Herrn, der unter der Einwirkung der südlichen Sonne in einem wahrhaft märchenhaften Goldglanze erstrahlte. Ich blickte nach dem Hause des Wongy – es war zerstört. Die Pforte stand weit offen, die Fenstergitter, Arabesken und Vergoldungen waren herabgerissen, auch von dem Dache fehlte ein großer Teil.

Der Platz war voll Leute, die das große Ereignis des Tages besprachen. Ich schätzte die Menge auf acht- bis zehntausend Personen.

Ein Teil der Volksmenge hatte sich in größeren und kleineren Gruppen auf dem Platze zerstreut, der weitaus größere aber drängte sich gegen den Haupteingang des Tempels, vor welchem zwei Reihen Soldaten Spalier bildeten.

Auch ich hätte gerne die heilige Bestie auf der Bahre gesehen. Entschlossen mischte ich mich daher unter das Gedränge und arbeitete mich mit den Ellenbogen vorwärts.

Endlich gelangte ich zu den Soldaten. Hier war aber das Gedränge noch fürchterlicher. Mehr getragen als gehend kam ich endlich in den Tempel. Hier aber wurde ich gewaltig enttäuscht. Der Tempel war noch genau so, wie ich ihn gestern verlassen hatte. Das Tier lag noch immer auf dem Teppich. Der einzige Unterschied bestand darin, daß gestern die Bestie noch lebte, heute aber verendet dalag.

Ein Spalier Soldaten hielt die Neugierigen ab, sich zu nahe an den Kadaver heranzudrängen. Diese betrachteten das Tier mit einer Mischung von heiliger Ehrfurcht und Schrecken.

Ich blieb nicht lange in dem Tempel. Mehr gezwungen als freiwillig machte ich einen halben Rundgang in demselben mit und gelangte dann durch eine dem Haupteingang entgegengesetzte Türe ins Freie. Dort angekommen, entschlüpfte mir ein tiefer Seufzer der Erleichterung.

Ich schaute auf meine Taschenuhr, sie zeigte die zehnte Stunde. Kaum eine Stunde war vergangen, seit ich mich von Signor Camaretta getrennt hatte. Ich hatte also noch Zeit und wollte dieselbe benutzen, um ein wenig die Stadt zu besichtigen.

Sinnend durchstriefte ich die langen, fast alle durch die unvermeidlichen Palisaden in drei Teile geteilten Straßen und betrachtete die wenigen Paläste und prachtvollen Tempel, die zwischen die schilfgedeckten Hütten eingestreut waren.

Gegen Mittag ließ ich mich von einem Knaben in mein Gasthaus zurückführen. Der bucklige Wirt kam mir sofort entgegen, aufgereggt und sich in Verbeugungen überstürzend.

»Verzeihe mir, Herr, o verzeihe mir!«

»Was denn?« forschte ich erstaunt.

»Ich hatte keine Ahnung, daß du eine so hohe Persönlichkeit seiest.«

»In der Tat, das wußte ich bis jetzt auch noch nicht,« entgegnete ich lachend.

»Mein Gasthaus wird durch deine Anwesenheit in hohem Maße geehrt und beglückt.«

»Das freut mich sehr.«

»Noch nie hatte ich das Glück, einen so großen Mann wie dich zu beherbergen.«

»Das freut mich noch mehr.«

»Du bringst mir Glück und Segen.«

»Das kommt ja immer besser.«

»Ja, denn dir verdankt mein armes und doch so berühmtes Haus den Besuch einer erhabenen und berühmten Persönlichkeit.«

»Ah?« Nun verstand ich den Grund dieser zahllosen Verbeugungen und Lobeserhebungen.

»Wer war denn bei dir?« fragte ich den Wirt.

»Vor kurzem erst wurde ich durch den Besuch des erlauchten Wongy Camaretta, des mächtigen Kleiderbewahrers des Kaisers, geehrt.«

»Was wollte er von dir?«

»Er suchte dich.«

»Mich?« fragte ich, den Erstaunten spielend.

»Ja, o Wongy! Wahrhaft groß mußt du sein, wenn sogar der Wongy Camaretta sich herabläßt, dich selbst aufzusuchen.«

»Sagtest du ihm, daß ich noch nicht zurückgekehrt sei?«

»Ja.«

»Und was sagte er darauf?«

»Er läßt dir sagen, daß er dich nach dem Leichenbegängnisse des ›Herrn‹ auf dem freien Platze vor dem kaiserlichen Palaste erwartet.«

»Wann findet die Beerdigung statt?«

»Gleich jetzt.«

Ich ließ mir das Mittagessen bringen, das nach der Versicherung des Wirtes delikat sein sollte.

Jedenfalls hatte er sein möglichstes geleistet: harte Eier, Brot aus Reismehl, in der Asche gebacken und Früchte, das war das lukullische Menu.

Der Wirt glaubte sich verpflichtet, mich während des Speisens zu unterhalten, und er tat dies, indem er mir in einem wahren Klagegedicht all seine Leiden und Beschwerden aufzählte und mich bei Gautama und allen dreißigtausend Geistern Nirwanas beschwor, ihn dem mächtigen Schatzmeister des Kaisers zu empfehlen. Das versprach ich denn auch, nur um Ruhe zu bekommen. —

Ich fand ganz Amarapura auf den Beinen und vor dem Tempel des ›Herrn‹ versammelt. Aber alle die Leute waren eng an die Häuser gedrückt, während ein doppelter Kordon Soldaten in der Mitte eine Gasse freihielt, durch welche sich der Zug nach dem Ufer des Sees bewegen sollte, wo man den Elefanten begraben und über seiner Gruft eine Pagode errichten wollte.

Ich war kaum zur Stelle, da nahte auch schon der imponierende Leichenzug. Voran schritten vier Kompagnien Soldaten mit ihren Offizieren. Die Soldaten trugen Paradeuniform, genau so zerrissen, aber vielleicht etwas sauberer als die gewöhnliche.

Daran schlossen sich Hunderte von Brahminen in ihren langen, gelben, grünen und braunen Talaren, geordnet nach der Farbe derselben und den Tempeln, in welchen sie ihren Dienst zu versehen hatten.

Nun kamen die obersten Würdenträger des Reiches im Galakostüm.

Nach den höheren Offizieren des Heeres und der Flotte erschienen die entfernter mit dem Kaiser verwandten Prinzen, und die Söhne des Kronprinzen. Ein seidenes Kissen unter dem Haupte und eine ebensolche Decke über den Körper geworfen, durch vier mächtige Schirme vor den Strahlen der Sonne geschützt, so ruhten die vier Söhne des Erbprinzen auf ihren vergoldeten Ruhebetten, die von je acht Männern getragen wurden.

Auf dieselbe bequeme Art war für das ›Fortkommen‹ der fünf jüngeren Söhne des Kaisers gesorgt.

Die Leibgarde des Kaisers! Sie war durchwegs aus jungen, robusten Männern von martialischem Aussehen gebildet. Ihre Kleidung war rein und ganz, ja im Vergleiche zu jener der übrigen Soldaten sogar elegant zu nennen.

Dicht hinter der Garde erblickte ich den Kronprinzen, beschattet von sechs Schirmen aus Goldbrokat auf einem noch viel kostbareren Ruhebetto, als es die übrigen Prinzen besaßen.

Und nun erschien endlich die Leiche.

Der Kadaver des Elefanten lag auf einer riesigen Bahre aus vergoldetem Holze, die wohl an die hundert Männer daherschleppeten. Die Träger schwitzten und keuchten alle vor Anstrengung. Von dem ganzen Tiere war nur der Kopf, der Hals und die mächtigen Stoßzähne zu sehen, den übrigen Teil des Körpers verhüllte eine reiche Decke von cremfarbenem Samt.

Als der Trauerzug aus dem Tempel trat, ging ein Rauschen durch die Menge. Tausende und tausende Stimmen feierten das Andenken der Bestie und verfluchten seinen Mörder.

Naturgemäß bewegte sich die Bahre, hinter welcher vier Wongy die zum Zeichen der Trauer geschlossenen Schirme des Elefanten trugen, sehr langsam vorwärts. Hinter seinem Schutzgeist erschien endlich der Kaiser selbst. Zwölf Männer trugen den Thron aus massivem Golde, auf welchem die braune Majestät saß, das

Haupt leicht geneigt und betelkauend. Es war ein Mann von hoher Statur und auffallend schönem Gesichte, das ihn als gutmütig und intelligent kennzeichnete.

Hinter dem Kaiser kam eine schier unabsehbare Schar von Ministern, hohen Beamten des kaiserlichen Hofstaates und Beamten jeglicher Kategorie in glänzenden Uniformen. Hier gewahrte ich auch den Portugiesen. Eine Kompagnie Soldaten und eine Menge von Neugierigen schlossen den unermeßlich langen Zug.

Das selten schöne Schauspiel hatte mich im höchsten Grade befriedigt. Ich war wohl der erste Europäer, dem Gelegenheit geworden, es zu bewundern, aber ich ahnte damals nicht, daß ich auch der letzte sein sollte, denn wenige Jahre später annektierte Großbritannien das Kaiserreich und entthronte den Kaiser samt seinem vierfüßigen Schutzgeist.

Gern hätte ich mich dem Trauerzuge angeschlossen, um auch das Begräbnis des ›Herrn‹ mitanzusehen, aber ich hätte mich dann abermals in das Gedränge mischen müssen und dazu fehlte mir der Mut, da die schrecklichen dreißig Minuten von heute morgen noch frisch in meiner Erinnerung lebten.

#### SIEBENTES KAPITEL. DER VERTRAG MIT DEM KAISER.

Ich begab mich hierauf auf den freien Platz vor dem kaiserlichen Palaste, aber ich mußte lange auf Signor Camaretta warten.

»Endlich!« entfuhr es mir unwillkürlich, als ich ihm die Hand drückte.

»Es war mir nicht möglich, früher zu kommen. Dieses ver wünschte Begräbnis dauerte eine halbe Ewigkeit.«

»Ist der Kaiser bereits zurückgekehrt?«

»Ja, soeben wurde er in den Palast getragen.«

»Und wird er mich heute noch empfangen?«

»Ja. Sie können von Glück sagen. Der Kaiser empfängt heute den Gesandten des Königs von Annam, dem er die Audienz bereits vor acht Tagen zugesagt hatte. Sofort nach dem Gesandten kommen Sie an die Reihe.«

»Ich weiß nicht, wie ich Ihnen für Ihre Güte danken soll.«

»Sprechen wir nicht davon. Was ich jetzt für Sie tue, hätten Sie auch für mich getan, wenn Sie zufälligerweise an meiner Stelle wären. Haben Sie das Geld mit?«

»Gewiß.«

»Und auch eine Börse, es hinein zu tun?«

»O weh! Daran habe ich nicht gedacht,« rief ich bestürzt.

Camaretta lächelte. »Ich dachte mir so etwas und erlaubte mir deshalb, unterwegs dieses Etui zu kaufen,« antwortete er und zog ein elegantes Elfenbeinetui aus der Tasche, chinesische Arbeit und mit feinem, wenn auch etwas seltsamem Geschmack und großer Kunstfertigkeit geschnitzt.

»Wie schön!« rief ich in aufrichtiger Bewunderung.

»Und dabei zu sagen, daß es nur ein halbes Pfund Sterling kostet. Geben Sie mir jetzt das Geld.«

Ich überreichte ihm die zwanzig Pfund. Er tat sie in das Etui und gab es mir dann zurück.

»Zu seiner Zeit geben Sie das dem Zeremonienmeister,« erklärte er mir. »Und jetzt folgen Sie mir.«

Durch die erste Umfassungsmauer gelangten wir in einen zweiten Hof, in welchem einige Soldaten bequem auf der Erde lagerten. Sie erhoben bei unserem Nahen etwas den Kopf, sanken aber, als sie Camaretta erkannten, sofort wieder in ihre nachlässige Stellung zurück. Wir passierten auch die zweite Mauer ungestört, bei der dritten aber wurden wir an der von etwa zwanzig Soldaten unter zwei Offizieren bewachten Pforte angehalten.

»Zu wem geht dein Begleiter?« fragte der eine davon den Garderobier.

»Der Kaiser hat ihn zur Audienz befohlen.«

»Du haftest für ihn?«

»Ja.«

»Dann sage ihm, daß er mir seine Waffen übergibt.«

»Meine Waffen?« wiederholte ich nicht gerade angenehm überrascht, »aber ich bin ein ausländischer Wongy.«

»Man macht hier mit niemanden eine Ausnahme. Selbst die fremden Gesandten müssen ihre Waffen abgeben, ehe sie vor dem Kaiser erscheinen,« erklärte Camaretta.

Dagegen ließ sich nichts sagen.

Der Portugiese zog nun seine Pantoffeln aus.

»Entledigen auch Sie sich Ihrer Stiefel,« sagte er.

»Ist dies unumgänglich nötig?« fragte ich unbehaglich.

»Aber natürlich. Vor dem Kaiser darf man nur mit bloßen Füßen oder in Strümpfen erscheinen.«

Was wollte ich machen? Ich mußte mich auch dieser Sitte fügen.

In Strümpfen und unbewaffnet passierten wir nun die letzte Ringmauer, sowie einen langen, bedeckten Korridor und einen weiten Platz, stiegen eine steinerne Treppe hinauf und gelangten auf eine Terrasse, von der aus eine Türe in den Audienzsaal führte. Diese wurde von acht Offizieren bewacht, die unbewaffnet auf der Erde saßen und Betel kauten.

»Ist der Gesandte des Königs von Annam drinnen?« fragte Camaretta einen davon.

»Ja. Soeben ist er eingetreten.«

»Dann müssen wir noch lange warten,« wandte sich der Portugiese an mich. »Eine solche Audienz dauert in der Regel Stunden.«

»Ich warte gerne, denn nun weiß ich gewiß, daß ich heute noch empfangen werde.«

»Ich bezweifelte dies nicht, nachdem ich mich an die dem Gesandten zugesagte Audienz erinnert hatte. Mendun-Men hat seine Fehler, aber er pflegt stets sein Wort zu halten. Der Zeremonienmeister ist benachrichtigt und er ist mein Freund.«

»Es tut mir sehr leid, daß Sie für mich soviel von Ihrer kostbaren Zeit opfern müssen.«

Camaretta lächelte. »Denken Sie nicht an mich. Ich bin es gewöhnt, oft stundenlang in dem Vorzimmer des Kaisers zu harren. Wir sind im Orient, Herr, und nicht in Europa.«

Endlich trat ein alter, vornehm gekleideter Mann aus dem Saale.

»Seine hohe, glorreiche Majestät wünscht den fremden Wongy zu sehen,« verkündigte er mit tiefer Stimme.

»Und der Gesandte von Annam?« fragte Camaretta den Alten, welcher der Zeremonienmeister war.

»Er wird der Audienz des Fremden beiwohnen.«

Der Garderobier führte mich in den Saal.

Für einen Augenblick blendete mich der Glanz und die Pracht in demselben förmlich. Im Hintergrund des Saales erhob sich der kaiserliche Thron, überwölbt von einer zierlichen Kuppel. Zwölf rosa Säulen mit vergoldetem Knauf trugen die Kuppel.

Der kaiserliche Thron war nach jenem gearbeitet, auf welchem gewöhnlich die Statue Gautamas angebracht ist. Seine Form erinnerte an zwei Triangeln, die sich oben wieder vereinigen und das Wasser und Feuer versinnbildeten.

Der Kaiser saß auf dem Throne, neben ihm die Kaiserin. Er trug noch dieselbe Kleidung, in der ich ihn beim Begräbnis des Schutzgeistes gesehen hatte und rauchte eine Zigarette. Seine Gemahlin nahm den Platz zu seiner Rechten ein, doch saß sie etwas hinter ihm zurück; zwischen den beiden erhob sich das Bild der heiligen Gans auf einem goldenen Piedestal.

Die Kaiserin bediente ihren Gemahl. Sie fächelte ihm Kühlung zu, steckte ihm den Betel in den Mund und reichte ihm den Spucknapf oder zündete ihm die Zigarette an. Sie mochte etwa dreißig Jahre zählen und war eine Blutsverwandte des Kaisers, wie es die Sitte des Landes erheischte.

Seltsam erschien mir ihre Kleidung. Außer einem langen Rock aus himmelblauem Samt trug sie das wie dieser reich mit Edelsteinen verzierte Leibchen, dessen lange Ärmel aus einer Reihe Volants gebildet waren. Den Hals umschloß eine Spitzenkrause.

Hinter Ihrer Majestät erblickte ich mehrere junge Mädchen und Frauen, Töchter, Nichten und Blutsverwandte des Kaisers, vor dem Throne aber saßen die Söhne des Herrschers und des Kronprinzen. Zwischen den Säulen waren Soldaten in grüner Galauniform postiert, die Seitenschiffe aber waren mit den Fürsten, Offizieren und Beamten des Reiches angefüllt.

Der Zeremonienmeister gab Camaretta ein Zeichen, worauf dieser mich neben dem Gesandten Platz nehmen ließ.

Dann wandte sich der Zeremonienmeister an Camaretta mit der Frage: »Aus welchem Lande kommt dieser Fremde?«

»Aus Italien,« antwortete der Portugiese.

»Der König von Italien ist ihm gewogen?«

»Sehr, und darum bittet er im Namen Seiner Majestät des Königs von Italien, auch Seine Majestät wolle ihm Ihr Wohlwollen schenken.«

»Was will der Fremde hier?« fragte der Zeremonienmeister weiter, immer im Namen des Kaisers.

»Angezogen von dem Ruhme Seiner erhabenen, glorreichen Majestät verließ er Italien und kam hierher, um Seine Majestät zu sehen,« antwortete Camaretta.

»Spricht er unsere Sprache?«

»Ja.«

Der Zeremonienmeister wandte sich nun an mich: »Gefällt es dir in Amarapura?«

»Ja.«

»Du bist nur deshalb hergekommen, um Seine Majestät kennen zu lernen?«

»Ja,« bestätigte ich wieder.

»Welche Stelle bekleidest du in deinem Vaterlande?«

»Ich bin der Hofjägermeister der königlichen Schutzgeister.«  
Der Zeremonienmeister betrachtete mich erstaunt.

»Was sagtest du?«

»Ich bin der Hofjägermeister der königlichen Schutzgeister,«  
wiederholte ich.

»Was heißt das?« forschte verwundert der Zeremonienmeister,  
ohne das Staunen zu verbergen, in das ihn meine Worte gesetzt  
hatten.

»Seine Majestät hat einen Schutzgeist?« fragte ich zurück.

Das Gesicht des Zeremonienmeisters nahm einen drohenden  
Ausdruck an. »Er ist tot,« sagte er scharf.

»Ich weiß es.«

»Und war es nötig, davon zu sprechen?« klang die zornbebende  
Antwort zurück.

Meine Frage war sehr undelikat gewesen, ich wußte das wohl.  
Aber ich hatte meine Worte mit Vorbedacht und in einer bestimm-  
ten Absicht gewählt.

»Still, Unglückseliger, um Gottes willen!« flüsterte mir der Por-  
tugiese zu, aber ich ließ die Warnung unbeachtet und wandte  
mich wieder an den Zeremonienmeister: »Auch die europäischen  
Herrscher haben ihre Schutzgeister, die ihre Macht versinnbilden  
sollen, als Adler, Bären, Wölfe und dergleichen. Wenn nun der  
Schutzgeist des Königs stirbt, habe ich die Pflicht, ihm einen Nach-  
folger zu verschaffen.«

Das Gesicht des Zeremonienmeisters erhellte sich sichtlich und  
Camaretta ließ ein leises »Bravo!« hören.

»Und gelingt dir das immer?«

»Immer.«

In der Regel sprach der Kaiser in seinen Audienzen niemals  
selbst. Aber meine Antwort hatte Mendun-Men so erregt, daß er  
sich selbst an mich wandte: »Wärest du imstande, mir einen neu-  
en weißen Elefanten zu verschaffen?«

»Warum nicht?«

Ein Schrei des Erstaunens gellte aus hundert Kehlen. Er galt indessen nicht der Sicherheit, mit der ich meine Bereitwilligkeit kundgegeben, sondern der unerhörten Tatsache, daß Seine Majestät in einer öffentlichen Audienz selbst das Wort ergriffen hatte. Doch ein strenger Blick des Kaisers ließ die Unvorsichtigen sofort verstummen und Mendun-Men fuhr fort: »Du sprichst mit großer Sicherheit.«

»Ich verspreche nicht zu viel.«

»Nun denn, bringe mir einen weißen Elefanten und ich bewillige dir dafür alles, was du fordern magst. Verlange soviel Gold, als das heilige Tier wiegt, es ist dein,« sagte der Kaiser mit vor Aufregung bebender Stimme.

»Du sollst das heilige Tier haben.«

»Innerhalb welcher Zeit?«

»Wieviel Zeit gibst du mir?«

»Genügen zwei Monate?«

»Vollkommen. Nach Ablauf derselben bringe ich dir deinen Schutzgeist; aber ich stelle dafür auch eine Bitte an dich.«

»Sie sei dir im voraus gewährt. Was verlangst du?«

»Schenke Mangvé-Mengyi das Leben!«

Das Gesicht des Herrschers verfinsterte sich.

»Du bist sehr kühn,« sagte er.

»Weshalb?«

»Du bittest um das Leben eines Rebellen.«

»Mangvé-Mengyi ist dir sehr treu.«

»Du kennst ihn?«

»Ganz Europa spricht von seinem Ruhm. Wenn ich für ihn bitte, so tue ich das ja nicht um meinetwillen, sondern mehr für dich, o Herr! Oder was glaubst du, daß man in Europa von dir sagen wird, wenn man erfährt, daß du deinen treuesten Diener töten ließest?«

Des Herrschers Gesicht hellte sich langsam wieder auf: »Man sagt mir nach, daß ich gerecht sei.«

»Die schönste Tugend des Herrschers ist die Milde. Gerecht kann jeder sein, aber das Recht der Milde, der Begnadigung hat nur der Kaiser. Übrigens bitte ich um das Leben des Wongy ja nur bedingungsweise. Behalte ihn einstweilen in Haft und richte ihn erst nach Ablauf der zwei Monate. Kehre ich bis dahin nicht zurück, magst du ihn töten lassen; andernfalls aber gebe ich dir deinen Schutzgeist für einen armen, unglücklichen Menschen, der dich aus Dankbarkeit noch mehr lieben und dir noch treuer dienen wird, als er bisher schon getan.«

»So sei es!« rief der Kaiser. »Mangvé-Mengyi mag diese zwei Monate in Haft bleiben. Bringst du mir den weißen Elefanten, sei ihm das Leben geschenkt. Bist du aber nach Sonnenuntergang des letzten Tages nicht zurückgekehrt, wird der Wongy gespießt.«

#### ACHTES KAPITEL. DER VERRÄTER.

Ich befand mich mit meinem jungen Freunde Meharamen auf dem Irawadi, nicht mehr weit von Bamo entfernt.

Nach der kaiserlichen Audienz hatte ich mich sofort von Signor Camaretta verabschiedet, der sich sehr erstaunt äußerte über meine Kühnheit und den phantastischen, abenteuerlichen Plan, den ich gefaßt, um den armen Wongy zu befreien.

Hierauf verfügte ich mich wieder in mein Gasthaus, verabschiedete mich von dem buckligen Wirt und bezahlte ihm die Zeche.

Sie betrug eine hohe Summe, drei Pfund Sterling für eine Portion in Wasser gekochten Reis, ein paar Eier und eine Flasche Kognak – und dann mietete ich mir eine Barke, um Meharamen aufzusuchen, der bereits ängstlich meiner Nachrichten harrete.

Mein Bericht befriedigte ihn nicht sonderlich.

Auch ihm erschien es zuerst unmöglich, das dem Kaiser gegebene Versprechen rechtzeitig einzulösen.

Aber so verwegen auch mein Plan schien, in Wirklichkeit war er es nicht und ich hatte allen Grund, ein günstiges Ergebnis zu erwarten.

Vor fünfzig Jahren hatte sich nämlich am kaiserlichen Hofe zu Amarapura ein kleiner weißer Elefant befunden, der erst einige Jahre zählte.

Wenn der damalige Kaiser, der Vater Mendun-Mens, genau nach den Traditionen seines Volkes hätte handeln wollen, so hätte er auch diesem kleinen Elefanten einen Tempel erbauen, ihn mit einer Schar Diener umgeben und ihm eine feste Rente anweisen, mit einem Wort, auch ihm all die Ehren erweisen müssen, die der andere genoß.

Aber Birma war soeben in einen unglücklichen Krieg mit England verwickelt gewesen und hatte nach dem Frieden von Jandabo dem Sieger eine hohe Entschädigung zu zahlen. Es war dem Kaiser darum augenblicklich vollständig unmöglich, die erforderlichen großen Summen für die Einrichtung des neuen Senmeng aufzuwenden.

Seine Majestät faßte daher einen höchst eigenartigen Entschluß. Er schrieb mit eigener Hand auf ein großes Palmblatt einen Brief an den neuen Schutzgeist und bat ihn, ihm, dem Kaiser, nicht zu zürnen, daß er ihm die schuldigen Ehren nicht leisten könne.

Eine Deputation von hohen Würdenträgern überbrachte dem Dickhäuter dieses Schreiben und dieser – fraß es ruhig auf, ein sicheres Zeichen, daß er dem Kaiser nicht zürne.

Mein Plan ging nun dahin, dieses kostbare Tier zu kaufen, das in Muang-la lebte.

Ich hoffte bestimmt, es noch am Leben zu finden.

Allerdings, es waren bereits fünfzig Jahre seitdem vergangen, aber was bedeuteten fünfzig Jahre für ein Tier, das auch in der Gefangenschaft einige hundert Jahre erreicht?

Muang-la ist von Amarapura etwa vierhundert Kilometer entfernt.

Um nach Muang-la zu gelangen, mußten wir dem Lauf des Flusses bis nach Bamo folgen, einem kleinen Städtchen an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den großen Irawadi.

Wir mieteten uns an Ort und Stelle eine Hnau mit zwölf starken Ruderern und fuhren den Fluß hinauf.

Die Reise ging gut und schnell vonstatten.

Wir erreichten Bamo in sechs Tagen. In Bamo verabschiedeten wir die Schiffer. Bamo ist ein kleines Dorf mit etwa fünfhundert Einwohnern und besteht aus so elenden Hütten, daß sich selbst der ärmste Bauer Italiens weigern würde, seine Schweine in einer solchen Behausung unterzubringen.

Wir hatten kaum unseren Fuß auf das Land gesetzt, als wir uns auch schon von den Einwohnern umringt sahen. Alle stellten uns ihre Dienste zur Verfügung.

Meharamen suchte sich wütend mit Händen und Füßen Platz zu schaffen, aber vergebens. Die Indier ermüdeten nicht so schnell. Schon machte ich mich darauf gefaßt, noch eine lange Zeit hier untätig verbringen zu müssen, als eine gellende Stimme dieses teuflische Geheul übertönte: »Macht Platz! Laßt mich durch!«

Die Menge teilte sich und ließ eine schmale Gasse frei, durch welche nun majestätisch ein Shan auf uns zukam. Das Geschrei verstummte aber noch nicht. Dies schien dem Shan zu mißfallen, denn er schüttelte mehrmals mißbilligend sein Haupt und endlich rief er mit noch durchdringenderer Stimme als das erstemal: »Stille, Sklaven!«

Er mußte hier großes Ansehen besitzen, da niemand ein Wort der Entgegnung wagte. Der Lärm verstummte.

Der kleine dicke Shan war jetzt in unsere Nähe gelangt. Zwei Schritte von uns blieb er stehen und spreizte die Beine aus, stemmte die Hände in die Hüften, betrachtete mich vom Kopf bis zu den Füßen, warf einen frechen Seitenblick auf Meharamen,

und dann richtete er endlich die Frage an mich: »Du bist der Ältere?«

»Von wem?« fragte ich zurück.

Ein spöttisches Lächeln erschien auf seinen Lippen. »Du bist wohl verrückt?«

»Gautama möge dich erhalten! Aber wiederhole diese Beleidigung nicht noch einmal, sonst könnte es dir passieren, daß du am hellen Tage Mond und Sterne leuchten siehst,« rief ich drohend.

Er senkte betroffen den Kopf.

»Du bist sehr kühn!« sagte er.

»Ich bin auch sehr gut. Aber wehe dem, der mich beleidigt!«

»Du weißt wohl nicht, mit wem du sprichst?« fragte er hochmütig.

»Ich spreche mit dem jämmerlichen Häuptling eines armseligen Dorfes.«

Durch die Menge lief ein Gemurmel des Unwillens, ich hatte in dem Häuptling das ganze Dorf beleidigt. Auch Meharamen warf mir einen mißbilligenden Blick zu.

»Du beleidigst mich! Ich bin der Fürst dieses Stammes,« schrie der Dicke erbost.

»Kann sein, aber trotzdem bist du nur der Untertan Mendunmens, dessen Vertreter ich bin.«

»Du willst mich wohl glauben machen, daß du ein Wongy bist?« fragte das Männchen spöttisch.

»Ich bin ein Wongy.«

»Dein Begleiter aber?«

»Ist von demselben Stande.«

»So, so! Nun, du weißt wohl, was du sagst,« höhnte der Dicke.

»Bezweifelst du meine Worte?« fragte ich in drohendem Tone.

»Nein, nein! Ich weiß nur, daß du ein kluger Mann bist.«

»Was weißt du?« forschte ich, durch diese Worte sehr beunruhigt.

»Nichts, nichts! Ich weiß gar nichts.«

»Du sagtest —«

»Ich sagte nichts, gar nichts. Es ist dies ja das erstmal, daß ich dich sehe.«

Ich gab es für jetzt auf, weiter in ihn zu dringen, faßte aber den Entschluß, mir zu einer gelegeneren Zeit diesen famosen Alten unter vier Augen vorzunehmen.

»Was willst du also von mir?« fragte ich.

»Herr, du bist ein Wongy und ich biete dir deshalb meine untätigsten Dienste an.«

»Du, ein Fürst, willst mir dienen?« fragte ich spöttisch.

»Was ist auch der größte Fürst neben dir, dem Jäger der —«

Das Männchen brach rasch ab, aber ich hatte die Anspielung wohl verstanden und sie beunruhigte mich, da ich die Sache ja vorläufig noch geheim zu halten wünschte. Ich tat, als verstünde ich die Anspielung des Alten nicht, sondern sagte ganz unbefangen: »Also erkläre dich! Was willst du von mir?«

»Ich wollte dich bitten, meine Gastfreundschaft anzunehmen und die Nacht unter meinem armen Dache zuzubringen.«

Dieses Anerbieten kam mir sehr willkommen. Ich wollte den Tag und die kommende Nacht in Bamo zubringen und das Haus des Häuptlings war sicher noch eher zur Herberge geeignet, als die anderen alle. Ich nahm deshalb das Anerbieten an, was den Dicken sichtlich befriedigte. »Macht Platz, Sklaven,« befahl er den Umstehenden.

Die Menge teilte sich langsam. Aller Blicke hefteten sich erstaunt auf die zwei Fremdlinge, denen es so rasch gelungen war, die Gunst des gefürchteten Häuptlings zu erringen.

Der Häuptling ging uns mit großer Würde, sich wie ein Pferd brüstend, voraus. Ich folgte langsam mit Meharamen.

»Der Häuptling gefällt mir nicht,« flüsterte mir der Jüngling leise zu.

»Auch mir nicht. Ich fürchte, daß er mehr von uns weiß, als gut ist,« entgegnete ich ebenso.

Meharamen erbleichte. »Man hat uns verraten,« flüsterte er erschreckt.

»Ich werde bald herausgefunden haben, wer. Doch du versprich mir, daß du nichts ohne mein Wissen und Willen unternemen willst.«

»Aber —« stammelte er.

»Versprich es mir,« drängte ich.

»Ich verspreche es. Und Meharamen hat noch niemals ein Versprechen gebrochen.«

Wir waren jetzt im Dorfe angelangt. Der Häuptling deutete auf eine Hütte, die um nichts besser war als die übrigen und sagte: »Dort ist mein Palast.«

»Wie schön!« bewunderte ich die armselige Bauernhütte.

Der dicke Mann lächelte geschmeichelt.

»Gefällt er dir?«

»Ungemein!«

»Auch ich freue mich meines herrlichen Palastes, aber nur um deinetwillen, weil ich dir eine würdige Herberge bieten kann. Meinst du, daß Mendun-Mens Palast schöner ist als der meinige?«

»Warst du noch nicht in Amrapura?«

»Nein!«

»Dann kann ich dir allerdings sagen, daß Mendun-Men nichts dergleichen besitzt,« versicherte ich aus voller Überzeugung.

»Herr, du bist wirklich ein gebildeter Mann. Es tut mir fast leid, daß —« Er brach abermals rasch ab.

Nun standen wir vor der elenden Behausung.

Sie war nicht groß und hatte ein einziges Loch, das als Türe, Fenster und Rauchfang diente.

Dem Äußeren entsprach das Innere. Die Hütte bestand aus einem einzigen, vom Rauch geschwärzten Raume. Zwei Strohmatten, ein Bett und ein kleiner, steinerner Herd, auf welchem einige hölzerne Teller und tönernerne Töpfe standen, bildeten das einzige

Mobiliar des ›Palastes‹. An der Wand hingen einige schmutzige Kleidungsstücke und Lappen.

»Seid willkommen, mächtige Wongy, in meinem armen Hause. Nehmt Platz und erlaubt mir, daß ich euch ein würdiges Mittagessen bereite,« begann der Häuptling.

»Hast du keine Frau, die für dich kocht?« fragte ich.

»Du bist fremd hier und kennst die Sitten der Shans nicht. Ich habe Frau und Töchter, aber sie wohnen in einem anderen Hause und können mich nicht bedienen.«

»Du bereitest dir also dein Essen selbst?«

»Natürlich, und ich werde es sofort auch für euch bereiten.«

Wir hatten bereits in der Barke gegessen, und darum wehrte ich ab: »Wir haben jetzt keinen Hunger, aber wir werden deine Güte am Abend in Anspruch nehmen.«

»Ich gehorche; aber vergiß nicht, daß du am Abend mein Gast sein mußt.«

»Deine Freundlichkeit ehrt uns sehr. Aber du darfst mir nur solche Speisen bringen, die zu genießen mir erlaubt sind.«

»Es gibt also Speisen, die du nicht essen darfst?« fragte der Dicke erstaunt.

»Leider darf ich sogar von sehr vielen nicht essen. Mir sind nur Eier und Früchte erlaubt.«

»Ich füge mich deinem Willen auch darin,« versicherte der Alte, und mit einem Blicke, der mich nichts Gutes ahnen ließ, fuhr er fort: »Warum kamst du hierher?«

»Ein Befehl von Mendun-Men führte mich her.«

Er lächelte boshaft. Es schien, als wollte er sagen: »Du täuschest mich nicht.«

»Was befahl dir der Kaiser?« fuhr er in seinem Verhör fort.

»Hast du deinen Untergebenen noch niemals Befehle erteilt?«

»Schon viele hundertmal. Und wehe ihnen, wenn sie mir nicht gehorchten,« entgegnete er stolz.

»Würde es dir nun gefallen, wenn sie deine Befehle ausplauderten, obwohl du ihnen Geheimhaltung anempfehltest?«

»Ich würde den sofort töten lassen, der das Geheimnis verriet.«

»Mendun-Men handelt nicht anders. Wehe mir, wenn ich dir den Grund meiner Reise nennen wollte.«

»Wie aber, wenn er mir bereits bekannt ist?« fragte der Dicke mit einem schlaun Lächeln.

»Das ist nicht möglich,« entgegnete ich kurz.

»Er ist mir bekannt,« versicherte der durch meinen Zweifel Ge reizte.

»Das glaube ich nicht.«

»Ich bin ein Zauberer und deshalb weiß ich alles.«

»Nur Gott ist allwissend.«

»Buddha und ich,« gab er mit großartiger Sicherheit zurück.

»Prahler!« rief ich verächtlich.

»Herr, du beleidigst mich ungerechterweise und hast selbst nur Schaden davon. Du hast ein schweres Werk vor dir und wirst es allein niemals vollbringen. Mit meiner Hilfe dagegen würdest du schnell und sicher dein Ziel erreichen.«

»Welches ist denn deiner Meinung nach das Ziel, auf das ich lossteuere?« fragte ich.

»Ich brauche es dir nicht zu nennen.«

»Du kannst nur nicht.«

»Die Sterne enthüllen mir stets die Wahrheit.«

»Bis jetzt hast du mir noch keinen Beweis davon geliefert.«

»Herr, ich bin allwissend.«

»Du bist ein eitler Schwätzer.«

»Gut denn, um dich zu überzeugen, will ich dir sagen, daß du ein Jäger bist. Das genügt wohl, um dich das andere erraten zu lassen.«

Ich brach in ein spöttisches Lachen aus. »Bravo! Es bedurfte deiner ganzen Weisheit, um dies zu erraten. Ich trage Gewehre

bei mir. Gewehre aber dienen entweder zur Jagd auf die Tiere des Waldes oder sie sind dazu bestimmt, Menschen zu töten. Da aber ein Wongy doch kein gewöhnlicher Mörder sein kann, so muß er ein Jäger sein.«

»Nein, Herr, das war es nicht. Nicht angeborene Schlaueit, sondern die Sterne enthüllten mir dein Geheimnis. Oder ist es vielleicht nicht wahr, daß du auf der Suche nach einem weißen Elefanten bist?«

Mein Verdacht hatte sich also bestätigt. Der Häuptling wußte alles. Aber wer hatte uns verraten?

Ich blickte zu Meharamen hinüber. Der Jüngling war tief erbleicht und schien sprechen zu wollen.

Doch ich schnitt ihm rasch das Wort ab, um ihn zu verhindern, eine Unvorsichtigkeit zu begehen, indem ich mich tief vor dem Häuptling verneigte: »Du hast die Wahrheit gesprochen und ich bewundere in dir einen großen Zauberer und Sterndeuter.«

»Die Sterne haben mich noch nie getäuscht,« versicherte der Alte aufgeblasen.

»Ich werde niemals mehr wagen, deine Worte zu bezweifeln.«

»Daran wirst du auch sehr wohl tun.«

»Aber du sagtest auch, daß du mir helfen könntest, mein Ziel zu erreichen?«

»Ich kann es.«

»Du könntest mir einen weißen Elefanten besorgen?«

»Ja.«

»Wann?«

»Heute noch kannst du ihn haben, wenn du willst.«

Natürlich fiel es mir nicht ein, dieser Versicherung Glauben zu schenken. Aber ich tat, als sei ich angenehm überrascht über seine Worte.

»So verkaufe mir das Tier,« sagte ich.

»Es liegt dir wohl viel daran.«

»Sehr viel.«

»Und was bietest du mir dafür?«

»Was forderst du?«

Der Dicke verharrte eine Weile still, dann begann er von neuem: »Die gangbare Münze des Landes ist der Taël.«

»Ich weiß es. China ist nahe.«

»Tausend Taël sind dir wohl zu viel?«

»Im Gegenteil, es ist viel zu wenig. Wenn du mir das Tier bringst, gebe ich dir zehntausend Taël.«

»Zehntausend Taël!« entfuhr es dem Häuptling und seine Augen funkelten lüstern. »Zehntausend Taël! Herr, hast du diese Summe bei dir?«

»Natürlich. Du bezweifelst es wohl?«

»Nein, nein! Ich glaube dir. Heute noch sollst du das Tier haben.«

»Wo ist es denn?«

»Wongy, ein weißer Elefant ist ein sehr seltenes und kostbares Tier.«

»Das weiß ich wohl.«

»Wenn ein Beamter des Kaisers davon erführe, würde er es mir sofort wegnehmen, ohne im geringsten daran zu denken, es zu bezahlen. Ich halte es darum an einem sicheren Orte verborgen.«

»Wo denn?«

»In einer Höhle.«

»In einer Höhle?«

»Das Gebirge ist nahe und es gibt dort deren genug.«

»Befindet sich der Senmeng schon lange dort?«

»Zwanzigmal hat seitdem der Mond gewechselt.«

Also seit zwanzig Monaten. Und dem sollte ich Glauben schenken?

»Ist denn der Aufenthalt in einem so feuchten, finsternen Loche dem Tiere nicht nachteilig?«

»Er kann ihm nicht schaden, da ja der Senmeng kein gewöhnliches, sondern ein himmlisches, göttliches Geschöpf ist.«

»So führe mich jetzt in jene Höhle.«

»Jetzt gleich? Das geht nicht, Herr,« wehrte der Alte ängstlich.

»Warum denn nicht?«

»Ich muß die Höhle erst ein wenig in Ordnung bringen. Dann will ich dich hinführen.«

»Ich gehe jetzt gleich mit.«

»Das kann ich nicht zugeben. Du würdest dein Gewand besudeln.«

»Was schadet das?«

»Der Schmutz dort würde dein erhabenes Auge beleidigen.«

»Pah, dergleichen sah ich schon oft.«

»Du bist sehr freundlich, Herr, dich soweit herablassen zu wollen, aber die Verehrung, die ich für dich empfinde, gestattet mir nicht, dich an einen Ort zu bringen, der deiner nicht würdig ist. Gautama segne dich, o Herr! Erwarte meine Rückkehr.«

Mit diesen Worten entfernte sich der dicke Schurke eilig aus der Hütte.

Wir blieben allein.

»Wohin ging der Häuptling?« fragte Meharamen.

»Hast du unser Gespräch nicht verstanden?«

»Doch! Wie freue ich mich, daß wir diesen Zauberer trafen. Diesen Abend schon gehört der weiße Elefant unser und in sechs bis acht Tagen ist mein Vater frei.«

Er glaubte also diesen faden Aufschneidereien. Mein Gesicht mochte wohl meine Empfindungen bei dieser Wahrnehmung zu deutlich ausgedrückt haben, denn er fragte mich: »Meine Freude scheint deine Verwunderung zu erregen, Herr?«

»Deine Freude nicht, wohl aber deine Leichtgläubigkeit.«

»Du glaubst also dem Häuptling nicht?«

»Ich halte ihn für einen Faselhans.«

»Nein, ich glaube ihm. Er ist ein Zauberer und ein solcher kann und weiß alles.«

»Aber wenn er alles weiß, so muß ihm doch auch bekannt sein, daß der Senmeng in Amarapura gestorben ist. Warum bringt er dann nicht das Tier zum Kaiser, der ihm gewiß einen noch viel höheren Preis zahlen würde, als wir ihm geboten?«

»Du glaubst —«

»Ich weiß noch nichts Bestimmtes. Aber ich bin überzeugt, daß die geheimnisvolle Persönlichkeit, die uns dem Häuptling verriet, ein besonderes Interesse daran hat, zu verhindern, daß wir unser Ziel erreichen.«

»Aber dann laß uns so rasch als möglich von hier fliehen,« rief Meharamen erschreckt.

»Das geht nicht. Wir müssen bleiben, ja wir müssen uns sogar den Anschein geben, als ob wir dem Häuptling aufs Wort glaubten und ihm bereitwillig folgen, wenn er sich erbietet, uns nach der Höhle des Senmeng zu führen.«

»Aber das heißt ja, dem sicheren Verderben entgegenrennen.«

»Nein, das heißt, eine kleine Gefahr auf sich nehmen, um einer größeren zu entgehen. Ich muß erfahren, wer die Personen sind, denen soviel daran liegt, uns an der Fortsetzung unserer Reise zu hindern, und sie unschädlich machen. Oder wäre es vielleicht besser, unsere Reise fortzusetzen, den geheimen Feind auf den Fersen?«

Meharamen antwortete nicht.

»Mein Plan ist nicht so gefahrvoll, als er dir vielleicht erscheinen mag. Ein wachender Krieger ist schon halb bewaffnet und wir werden nicht allein mutig, sondern auch vorsichtig sein. Mein Leben ist mir viel zu kostbar, um es unnötigerweise aufs Spiel zu setzen.«

»Du sprichst sehr zuversichtlich,« sagte der junge Mann nachdenklich.

»Ich bin meiner sicher. Überlaß mir nur ruhig alles und sei überzeugt, daß ich dich endlich zum Siege führe,« entgegnete ich.

Er gab sich zufrieden und versprach mir noch einmal unbedingten Gehorsam.

Wir traten hierauf aus dem ›Palast‹ und machten einen Rundgang durch das armselige Dorf.

Die Einwohner kamen aus ihren Hütten und sahen uns neugierig nach. Sie sahen jetzt in uns die Gäste ihres Häuptlings.

Wir traten auch in einige armselige Kaufläden und kauften uns zwei vollständige Anzüge aus Baumwollenstoff, wie sie die Shan tragen. Sie bestanden nur aus einem Paar kurzer und sehr weiter Hosen und einer weiten, bequemen Jacke. Luxuriös waren sie gerade nicht zu nennen. Dann kauften wir uns etwas Tee und Reis und einige Büchsen mit Konserven, die von Gott weiß wem hier vergessen worden, und die uns der Verkäufer als englisches Spielzeug anbot, sowie einige getrocknete Früchte und Talglichter. Von dem allen ließ ich zwei Pakete machen und sie nach dem ›Palaste‹ des Häuptlings schaffen.

Der Träger legte sie, als wir dort angekommen waren, auf die Matte hin und sah sich dann ängstlich um.

Als er bemerkte, daß sich außer uns dreien niemand in der Hütte befand, begann er vorsichtig: »Herr, bist du reich?«

»Warum fragst du?«

»Antworte mir der Wahrheit gemäß. Es handelt sich um dein Leben.«

»Ich bin nicht arm,« entgegnete ich etwas erstaunt.

»Dann ist es dir auch ein Leichtes, ein für dich sehr wichtiges Geheimnis zu kaufen.«

»Am was handelt es sich?«

»Bezahle mich erst, dann wirst du es erfahren.«

»Wie kannst du verlangen, daß ich dir auf den bloßen Glauben hin ein Geheimnis abkaufe, das für mich vielleicht nicht den mindesten Wert hat?«

»Ich sagte dir ja, daß es sich um dein Leben handle,« erwiderte der Mann.

Ich fragte mich, ob die Mitteilung, die er mir machen wollte, nicht vielleicht mit dem Häuptling in Verbindung stände und entschloß mich, eine geringe Summe daran zu wagen, um zu sehen, ob mein Verdacht bestätigt würde oder nicht.

»Wieviel verlangst du?« fragte ich.

»Ein Taël ist dir wohl zuviel?«

»Es ist nicht wenig, aber ich gebe dir ihn gerne.«

»So gib ihn mir gleich; ich darf mich nicht lange hier aufhalten.

Wehe mir, wenn der Fürst mich hier sähe!«

Ich gab ihm das Geld. Er schob es rasch in die Tasche seiner weiten Hosen und sagte dann: »Dein Leben befindet sich in einer großen Gefahr.«

»So? Wie weißt du dies?«

»Diese Woche kam ein Schiff mit einem alten Wongy hier an.«

»Wo befindet sich dieses Schiff?« Ich war nicht erstaunt, daß sich meine Vermutungen bestätigten, wohl aber darüber, daß mir dieses Fahrzeug entgangen war.

»Es ist den Fluß hinaufgefahren,« war die Antwort des Trägers.

»Beschreibe mir den Wongy!« befahl ich.

»Er mochte etwa sechzig Jahre zählen und schielte stark.«

»Nun verstehe ich alles,« brach hier Meharamen aus.

»Du kennst den Mann?«

»Es ist der Todfeind meines Vaters, der Wongy Pagan.«

»Wohin ging dieser Mann?« fragte ich den Träger.

»Er war von acht Männern begleitet und fragte, kaum daß er ans Land gestiegen war, ob nicht zwei als Wongy gekleidete Verbrecher hier angekommen seien; er sei von Mendun-Men gesendet worden, sie gefangen nach der Hauptstadt zu führen. Er erhielt eine verneinende Antwort, begab sich dann in das Haus des Häuptlings, mit dem er eine lange Unterredung hatte und entfernte sich endlich gegen das Gebirge hin.«

»Weiter weißt du nichts?«

»Nein! Aber ist das vielleicht nicht genug und einen Taël wert?«

»Das alles war mir schon bekannt. Aber wie kamst du auf den Einfall, es mir zu erzählen?«

»Wongy, ich liebe das Geld und hasse den Häuptling.«

»Ist er nicht gut?«

»Er ist die Geißel unseres Landes, ein Tiger, ein Leopard, ja, noch viel schlimmer, als diese wilden Tiere.«

»Warum duldet ihr seine Herrschaft?«

»Was können wir dagegen tun?«

»Das fragst du? Ihr seid freie Männer und keine Sklaven. Amrapura ist nicht weit. Beschwerd euch doch beim Kaiser!«

»Herr, es ist wahr, wir hätten nicht weit nach der Hauptstadt, aber Mendun-Men kümmert sich wenig um die Klagen seiner Untertanen.«

»Er wird euch anhören und helfen, ich stehe euch gut dafür.«

»Wollte Gautama, du hättest recht. Aber nun muß ich gehen, Herr! Ich wäre ein Kind des Todes, wenn mich der Häuptling bei dir fände.« Der Mann machte mir eine tiefe Verbeugung und verschwand.

»Welch unglücklicher Zwischenfall!« rief Meharamen aus, als er sich wieder mit mir allein in dem ›Palaste‹ sah.

»Bereust du, mir gefolgt zu sein?«

»Nein, Herr, o nein! Aber ein tiefes Weh zerreißt mein Herz, wenn ich an meinen unglücklichen Vater denke, dem jede Verzögerung verhängnisvoll werden kann.«

»Ich verstehe und ehre dein Gefühl. Aber tröste dich mit dem Bewußtsein, daß dein Vater binnen kurzem frei sein wird. Und jetzt erzähle mir von Pagan.«

»Er gehört zu den mächtigsten Wongy des Reiches. Früher war er ein vertrauter Freund meines Vaters, aber als er sich mit diesem gleichzeitig um die Würde des Hüters des weißen Elefanten bewarb und der Kaiser sie meinem Vater zusprach, schwor er ihm Rache. O hätte er die Würde doch erhalten! Es wäre besser für

meinen Vater gewesen. Aber ich begreife nicht, was Pagan bewogen hat, uns hierher zu folgen.«

»Ich verstehe es wohl. Er war Zeuge meiner Audienz bei dem Kaiser und will nun alle Hebel in Bewegung setzen, mein Vorhaben zu vereiteln.«

»Aber wie konnte er wissen, welchen Weg wir nehmen würden?«

»Wahrscheinlich ist ihm die Geschichte des weißen Elefanten zu Muang-la bekannt und er will sich dorthin begeben, um ihn selbst anzukaufen.«

Meharamen erschrak. »Dann ist alles verloren!« rief er entsetzt.

»Wer sagt das? Auch in diesem Falle werden wir triumphieren. Wir setzen unsere Reise mit möglicher Schnelligkeit fort, um das chinesische Städtchen noch vor dem Wongy zu erreichen. Sollte er uns aber doch zuvorkommen und das Tier etwa gar schon erworben haben, so bemächtigen wir uns desselben nötigenfalls mit Gewalt.«

»Was können wir zwei gegen acht Männer ausrichten?«

»Pah! Ein mutiger Mann gilt mehr als hundert Söldlinge.«

»Du siehst sehr hoffnungsfreudig in die Zukunft.«

»Ich habe derartiges schon öfter durchgemacht und bin meiner selbst sicher.«

Zwei und eine halbe Stunde mochten vergangen sein, da kehrte der Häuptling endlich zurück. Er hatte offenbar einen weiten Weg gemacht, denn seine Brust hob und senkte sich noch krampfhaft, sein Gesicht glühte und über seine Stirne, deren Adern dick angeschwollen waren, rann der Schweiß.

»Wo warst du?« fragte ich den Häuptling.

»Sieh, Herr, was ich für dich tue —«

Ich fiel tadelnd ein: »O der übergroßen Sorgfalt, die du für uns trägst! Du entfernst dich ohne meine Erlaubnis und läßt uns den ganzen Nachmittag allein, anstatt uns Gesellschaft zu leisten.«

»Herr, die Verehrung, die ich für dich hege —«

»Ist so groß, daß sie dich ungehorsam und unhöflich macht.«

»Ich weiß, daß ich unrecht tat. Aber ich hoffe, du wirst mir das Übermaß meines Eifers verzeihen,« entgegnete der Dicke.

»Ich will großmütig sein und dir verzeihen. Wo bist du gewesen?«

»Ich brachte die Höhle, in welchem sich der Senmeng befindet, etwas in Ordnung.«

»Gut! Gehen wir also jetzt, ihn zu besehen.«

»Warte noch ein wenig, bis ich dir das Abendessen gebracht habe.«

»Ich nachtmahle lieber nach meiner Rückkehr. Du siehst doch, daß sich die Sonne zum Untergange neigt, und daß wir eilen müssen, wenn wir die Grotte noch vor Einbruch der Nacht erreichen wollen.«

»Wir suchen sie zur Nachtzeit auf. Ich finde den Weg auch im Finstern und in der Höhle habe ich ein Feuer angezündet, das sie vollständig erleuchtet.«

»Zur Nachtzeit wandere ich nicht gerne. Entweder suchen wir den ›Herrn‹ sofort auf oder erst morgen bei Tageslicht.«

Der Alte betrachtete mich ängstlich. »Herr, wir können die Höhle nur zur Nachtzeit aufsuchen. Es geht nicht anders.«

»Warum denn?«

Er senkte betroffen das Haupt. Ich sah ihm an, daß er darüber nachsann, welches Mäntelchen er seiner Lüge umhängen könnte und endlich mußte ihm ein rettender Gedanke gekommen sein, denn er richtete sich mit einem freudigen Lächeln wieder auf. »Mein Volk weiß nichts von dem Senmeng.«

Ich stellte mich erstaunt: »Wie ist das möglich?«

»Die Leute dürfen auch nichts von ihm erfahren, sonst würden sie mich zwingen, ihm die gebührenden Ehren zu erweisen.«

»Verehrst denn du das heilige Tier nicht?«

»Ich bin kein Buddhist, sondern verehere die alten Götter der Erde und des Wassers. Wenn ich dir also den Senmeng verkaufen

soll, mußt du dich herbeilassen, mit mir zur Nachtzeit zu ihm zu gehen und ihn auch zur Nachtzeit fortzuführen.«

Ich mußte mich wohl oder übel stellen, als glaubte ich ihm: »Nun denn, ich füge mich deinem Willen. Bereite mir also jetzt das Abendessen, aber natürlich darfst du mir keine Speisen vorsetzen, von denen ich nicht essen darf.«

»Habe keine Sorge! Ich weiß das ja schon. Entschuldige mich einen Augenblick, ich werde bald wieder zurück sein,« entgegnete der Dicke und verließ eilig die Hütte.

»Was machen wir jetzt, Herr?« fragte Meharamen.

»Ich werde zur rechten Zeit handeln, wie es mir am besten zu sein scheint. Aber nochmals sage ich dir, du mußt meinen Befehlen genau und pünktlich gehorchen, wie du es mir versprochen hast.«

»Zweifle nicht an mir. Es handelt sich ja um das Leben meines Vaters.«

Ich setzte mich auf die Matte, prüfte meine Revolver und dann erwartete ich den Häuptling, der sich auch bald wieder einstellte.

Er brachte ein Körbchen mit, in dem einige Enteneier, Kokosnüsse, Ananas und Feigen lagen.

»Hier ist die Frucht, die aus Nirwana selbst kommt und ihre Schmackhaftigkeit dem Wachstum in jenem Orte des Vergnügens und den Glückestränen verdankt, womit sie alle die Erkorenen befeuchten, die sich dort ihrer Vernichtung in Brahma freuen.«

»An den du aber doch nicht glaubst?« unterbrach ich lachend die begeisterte Auseinandersetzung.

»Wer sagt das? Ich bin ein glühender Verehrer Buddhas,« wehrte der Alte verletzt ab.

»Wie willst du die Eier?«

»Hart gesotten natürlich.«

»Ich werde sie sofort sieden.«

Er nahm ein Töpfchen, füllte es mit Wasser und setzte es auf das Feuer. Als das Wasser zu sieden begann, schickte er sich an, die Eier zu kochen.

»Herr,« sagte er dabei, »die Eier sind eine große Seltenheit hier zu Lande. Nachdem ich sie gekocht habe, werden sie ein Leckerbissen sein, der seinesgleichen suchen soll. Niemand versteht es so gut, die Eier zu kochen, als ich.«

»Ah, das ist wohl eine besondere Kunst?«

»Ja. Bezweifelst du es vielleicht?«

»Ich bewundere dich.«

Ich speiste nicht ohne Appetit. Das Mahl war ja gewiß nicht üppig, aber es war wenigstens sauber und ich brauchte mich nicht zu ekeln.

Als wir mit dem Abendessen zu Ende waren, war die Nacht hereingebrochen.

»Laßt uns jetzt gehen,« sagte der Häuptling.

»Ich bin bereit,« erwiderte ich, auf die Füße springend, hing die Gewehre um und griff nach meinem Bündel. Meharamen folgte meinem Beispiel.

»Warum nehmt ihr eure Bündel mit?« erkundigte sich der dicke Schurke.

»Du sagtest mir doch, daß ich den Senmeng sofort, nachdem ich ihn gekauft, zur Nachtzeit und in aller Stille fortschaffen müsse, damit die Einwohner hier nichts davon bemerken?«

Dagegen wußte der Häuptling nichts einzuwenden. »Aber laß wenigstens die Gewehre hier,« machte er noch geltend.

»Warum denn?«

»Weißt du nicht, daß es verboten ist, dem Senmeng bewaffnet zu nahen?«

»Wenn er sich in seinem Tempel befindet, ja, aber doch nicht, wenn er zum Verkauf ausboten wird?«

»Auch dann,« behauptete der Häuptling.

»Du irrst!«

»Ich darf es nicht dulden, daß du dem heiligen Tiere bewaffnet nahst.«

»Meine Waffen behalte ich und im übrigen rate ich dir, nicht länger mit mir zu streiten. Du gibst mir den Elefanten und ich gebe dir mein Geld,« schnitt ich ihm energisch alle weiteren Einwände ab.

Eingeschüchtert fügte sich der Alte. »Herr, ich finde, du bist sehr eigensinnig, aber meinetwegen! Wenn du meinst, unbeschadet mit deinen Waffen in der Nähe des Senmeng verweilen zu dürfen, so magst du deinen Willen haben. Ein Wongy weiß ja immer mehr, als der arme Häuptling eines dürftigen Dorfes. Komm!«

Der Häuptling ging uns leise voran, als wir nun den Weg nach den Bergen einschlugen. Wir verfolgten erst einen schmalen Fußweg und gelangten auf eine kleine ebene Fläche, die von dem Vorgebirge des Oachyengebirges umschlossen wurde.

»Wo befindet sich denn die bewußte Höhle?« fragte ich den Häuptling nach einer kurzen Zeit der Wanderung, in der wir aber sehr schnell vorwärts gekommen waren.

»In diesen Bergen.«

»Ist sie weit entfernt?«

»Nein, im Gegenteil! Wir werden bald dort sein.«

Nach einer weiteren Viertelstunde hatten wir das Gebirge erreicht. Zwischen zwei hohen Spitzen öffnete sich ein großes Tal, in welches der Häuptling hineinschritt. Er hatte kaum einige Schritte vorwärts gemacht als ich ihn bei der Schulter faßte und ihm meinen Revolver an die Brust setzte.

»Halt! Und wehe dir, wenn du einen Laut von dir gibst!« befahl ich.

Bei dem fahlen Mondlicht sah er die todbringende Waffe auf sich gerichtet, er mochte die Bedeutung ahnen. Er erbleichte und zitterte wie Espenlaub, so daß mir fast der Revolver abgeglitten wäre, doch machte er keinen Versuch, sich zur Wehre zu setzen oder um Hilfe zu rufen.

»Hast du einen Strick bei dir?« wandte ich mich an Meharamen.

Dieser bejahte.

»Binde diesem Schurken Hände und Füße. Wenn er den geringsten Widerstand versucht, schieße ich ihn nieder,« fuhr ich mit unterdrückter Stimme fort.

Durch meine Worte eingeschüchtert, bot der Häuptling seine Hände freiwillig dar und der junge Mann fesselte sie gut. Dasselbe geschah mit den Füßen, zu welchem Behufe er sich platt auf die Erde werfen mußte.

»Antworte mir jetzt auf meine Fragen, aber sprich mit leiser Stimme,« sagte ich dann zu dem Gefangenen.

»Darf ich sprechen?«

»Solange es gilt, meine Fragen zu beantworten, ja! Aber hüte dich, einen Hilferuf auszustoßen oder zu glauben, mich durch eine Lüge täuschen zu können. Bei dem kleinsten Versuch nach dieser Richtung hin erschieße ich dich.«

»Was willst du wissen?« fragte der Dicke mit vor Angst bebender Stimme.

»Was du mir von dem weißen Elefanten erzähltest, war alles Lüge.«

»Herr, es ist wahr.«

»Du lügst, Schurke! Augenblicklich bekenne die Wahrheit oder ich gebe Feuer!«

»Halt, ich bitte dich! Ja, es war Lüge!«

»Vom Anfang bis zu Ende erfunden?«

»Ja, ja!«

»Warum?«

»Es war mir so befohlen worden.«

»Von wem?«

»Ich schwor, es nicht zu verraten.«

»Sprich! Du enthüllst mir nichts Neues.«

»Von – von –«

»Von dem Wongy Pagan?« ergänzte ich.

»Herr, auch dies war dir schon bekannt?« stammelte er zitternd.

»Ich sagte dir schon, daß ich alles weiß. Nur die strengste Wahrheit kann dich noch retten. Bei der ersten Lüge töte ich dich.«

»Herr, was soll ich dir noch sagen?«

»Was sagte dir der Wongy von mir?«

»Daß du ein Engländer und hierher gekommen seiest, um das Land zu erobern. Um diese deine Absicht zu verbergen, schütztest du vor, einen weißen Elefanten zu suchen.«

»Wo befindet sich jetzt der Wongy?«

»Herr!« rief er ängstlich.

»Ich weiß, daß er in der Nähe ist. Ich habe dich sogar beobachtet, als du dich heute nachmittag in Einverständnis mit ihm setztest. Du zeigtest ihm unsere Ankunft an und versprachst ihm, uns bei Nacht und Nebel in das Gebirge zu führen, wo er uns von einem bestimmten Versteck aus überfallen und töten will. Oder ist es nicht so?«

Der Gefangene antwortete nicht.

»Sprich oder ich gebe Feuer!«

»Du weißt alles.«

»Ich sagte dir schon, daß mir nichts entgeht. Wo hält sich der Wongy versteckt?«

»Muß ich auch das eingestehen?«

»Du mußt!«

»Schreite dieses Tal entlang und biege dann in das erste Seitentälchen ein. In ihm hält sich der Wongy mit acht Männern versteckt.«

»Gut! Ich gehe jetzt dorthin, um mich von der Wahrheit deiner Worte zu überzeugen. Wehe dir, wenn du mich betrogen hast. Ich töte dich dann ohne Gnade und Barmherzigkeit.«

»Herr, ich habe nicht gelogen.«

»Ich will es deinetwegen hoffen.«

»Wirst du mich jetzt freilassen?«

»Ich schenke dir das Leben und die Freiheit, aber erst, nachdem ich mich von der Richtigkeit deiner Angaben überzeugt habe.«

»Bis dahin muß ich hier liegen bleiben?«

»Ja! Gebunden und geknebelt natürlich.«

»Aber die wilden Tiere werden mich auffressen.«

»Was schadet das! Glaubst du vielleicht, daß die Welt an einem Manne etwas verliert, dem nicht einmal die Gastfreundschaft heilig ist?«

»Herr —«

»Öffne den Mund!« befahl ich, ihm alle weiteren Einreden abschneidend.

Er preßte die Lippen fest aufeinander.

»Öffne!« befahl ich noch einmal und als ich sah, daß er nicht gehorchte, zwang ich ihn durch einen leichten Druck auf die Kehle, den Mund aufzusperren, schob ihm rasch ein Tuch hinein und befestigte es so, daß er es mit der Zunge und den Lippen nicht zu entfernen vermochte.

»Wir haben gesiegt!« entfuhr es Meharamen frohlockend, als ich mich wieder erhob.

»Freuen wir uns nicht zu früh. Noch haben wir nicht alle Schwierigkeiten überwunden. Jetzt gilt es, den Feind unschädlich zu machen.«

»Das wird nicht schwer sein.«

»Aber auch nicht leicht.«

»Was habe ich dabei zu tun?«

»Für jetzt noch gar nichts. Ich werde erst alles auskundschaften. Du bleibst unterdessen hier und bewachst den gefangenen Häuptling. Wenn er Miene macht, zu fliehen, tötest du ihn sofort.«

»Aber ich fürchte mich, allein zu bleiben,« gestand Meharamen.

Ich betrachtete ihn erstaunt. Bis jetzt hatte er sich noch nie feige gezeigt. Was sollte das bedeuten?

»Du fürchtest dich? Vor wem denn?«

»Vor den Geistern der Erde und der Luft, die nachts umgehen.«

»Pah, an solche Dinge glaube ich nicht. Die Geister können niemanden schaden und überdies werde ich nicht lange weg sein.«

»Dennoch, Herr —«

»Versprich mir, daß du dich vor meiner Rückkehr nicht von hier entfernen willst. Es handelt sich um das Leben deines Vaters.«

Daraufhin gab er mir das geforderte Versprechen.

Meine erste Sorge war nun, die Kleidung zu wechseln. Ich warf das Wongygewand ab und legte das ärmliche an, das ich soeben in Bamo gekauft. Meharamen folgte schweren Herzens meinem Beispiel.

Dann machte ich mich auf den Weg. Drei Viertelstunden mochte ich gewandert sein, als ich endlich an das Seitental gelangte, in welchem sich nach der Aussage meines Gefangenen der Feind verborgen hielt.

Ich verdoppelte nunmehr meine Vorsicht. Ich warf mich auf die Erde und kroch, halbverborgen von den üppigen Tropengräsern, auf allen Vieren weiter. Ich wagte dabei das Leben, denn wie leicht konnte sich ein Skorpion, eine Schlange oder eine große Spinne in dem Grase verborgen halten und mich mit ihrem tödlichen Stich bedrohen.

Ich rutschte so schnell als es sich tun ließ und spitzte dabei die Ohren, ob sich nichts Verdächtiges hören ließ. Das war aber nicht der Fall.

So mochte ich etwa hundert Schritte weit in das Tal vorgedrungen sein, da vernahm ich das Gemurmel zweier Stimmen. Pagan und seine Leute waren in der Nähe.

Vor Begierde bebend, dieses gewiß wichtige Gespräch zu belauschen, näherte ich mich noch einige Schritte und verbarg mich hinter einem mächtigen Feigenbaume. Dicht vor mir befanden sich die Sprechenden und ich konnte sie in aller Bequemlichkeit

belauschen. Es war die beste Stellung, die ich hätte einnehmen können.

»Und habe so mein Ziel erreicht,« vollendete eine tiefe Baßstimme einen Satz, dessen Anfang ich nicht mehr hatte hören können.

»Hassdest du Mangvé-Mengyi so sehr?« fragte eine andere Stimme.

»Er ist mein Todfeind. Er muß sterben und mit ihm verderbe ich auch den verwünschten Europäer und dessen Begleiter.«

»Wer könnte dieser Begleiter sein?«

»Natürlich ist es Meharamen.«

»Aber wie mag es dem Engländer nur in den Kopf gekommen sein, den Wongy zu retten?«

»Offenbar war ihm das Geheimnis des Elefanten von Muang-la bekannt,« entgegnete der Baß, in dem ich nicht umhin konnte, Pagan zu vermuten, der so meinen Verdacht bestätigte, daß er um den Senmeng an der chinesischen Grenze wisse.

»Unmöglich!«

»Warum? Ich finde es sehr leicht erklärlich. Die Europäer wissen alles. Sie unterhalten eigene Häuser, in denen in einer Stunde tausendmal tausend Bücher hergestellt werden, die alles verzeichnen, was in der Vergangenheit geschehen ist, also auch die Geschichte des weißen Elefanten von Muang-la. Jeder kann diese Bücher lesen. Der Europäer las sie eben auch und darum ist ihm alles bekannt.«

»Ah! Und du hoffst noch, daß er sich nicht in den Besitz des heiligen Tieres setzen wird?«

»Ich muß das eben um jeden Preis zu verhindern suchen. Das Tier muß mein werden. So verderbe ich meinen Feind am sichersten und die Gnade des Kaisers kann mir nicht fehlen. Denke, daß Mendun-Men dem, der ihm einen neuen Senmeng bringt, so viel Gold versprach, als dieser wiegt.«

»Ist das wahr?«

»Bei Gautama, mein Sklave wagt es, mich einer Lüge zu beschuldigen,« rief der Wongy heftig erzürnt.

»Ah! ah! ah! Du vergißt, daß, wenn der Sklave sprechen wollte —«

»Schweig!« unterbrach ihn der Alte brüsk. Hatte er Gründe, seinen Vertrauten zu fürchten? Hätte ich diese doch gekannt!

»Als der Senmeng gestorben war, forderte ich von dir, mich nicht länger als einen Sklaven zu behandeln, sondern wie einen vertrauten Freund oder wie einen Bruder.«

Der Wongy antwortete nicht.

»Bist du dessen gewiß, daß sich der Senmeng zu Muang-la befindet?« fragte der andere nach einer Pause wieder.

»Ja.«

»Wenn er aber doch nicht mehr dort ist?«

»So werde ich mich mit dem Gedanken trösten, daß er auf diese Weise auch dem Sohne des Verbrechers verloren ist.«

»Das würde dir wenig Nutzen bringen. Was ist es dann mit dem Gold?«

»Die Rache ist süßer als das Gold. Ich ziehe Mangvé-Mengyis Tod allen Reichtümern des Kaisers vor.«

»Wohl, süß ist die Rache, doch das Gold ist mir lieber.«

»Du vermagst es eben nicht, dich in die Gefühle eines vornehmen Mannes hineinzudenken, denn —«

»Ich bin dein Bruder, dein Bruder!«

»Mein Bruder gewiß nicht. Meinen Vertrauten magst du dich allenfalls nennen, aber —« entgegnete der Wongy empfindlich.

»Du willst mich nicht als Bruder? Ich denke, daß, wenn sich hier jemand demütigt, ich es bin. Es ist gerade keine Ehre, der Bruder eines —«

»Stille bei der Liebe aller Geister der Luft, des Wassers und der Seen!« rief der andere, wie es schien, tödlich erschreckt.

»Ah! ah! ah! Was fürchtest du denn? Wir sind allein und unbeauscht. Oder glaubst du vielleicht, daß sich der Wind das schöne

Vergnügen machen könnte, den Feinden allerlei von dir zu erzählen?« rief der Diener lachend.

Er erhielt keine Antwort.

Ich benützte die entstandene Pause, um zu überlegen.

Vier Schritte von mir entfernt befand sich mein Feind mit einem Vertrauten, dem, wie es schien, ein den Wongy schwer belastendes Geheimnis eine gewisse Macht über diesen verlieh. Die anderen lagerten wahrscheinlich etwas entfernt, denn sonst hätten es die beiden nicht gewagt, Dinge, die verborgen bleiben sollten, mit so lauter Stimme zu verhandeln.

Sollte es mir nicht gelingen, sie zu meinen Gefangenen zu machen, indem ich sie durch einen heftigen Schlag auf den Kopf ihrer Sinne beraubte? Es schien mir nicht so schwer und mit zwei Gefangenen in der Hand war ich Herr der Lage und mein schöner Plan gerettet.

Noch war ich nicht ganz im Reinen mit mir selbst, da fragte der Diener von neuem: »Ist der Häuptling auch wirklich treu?«

»Mißtraust du ihm?« fragte Pagan beunruhigt.

»Ich sah ihn heute zum ersten Male, aber er machte gerade keinen günstigen Eindruck auf mich.«

»Auch ich kenne ihn noch nicht lange, aber seiner Treue bin ich gewiß. Die hundert Taël, die ich ihm versprach, wenn er mir meine beiden Gegner in die Hände liefert, binden ihn fest an mich.«

»Aber wie, wenn ihm der Europäer eine höhere Summe bietet?«

»Das ist unmöglich! Er ahnt nichts von unserer Anwesenheit hier.«

»Vielleicht weiß er das alles doch,« entgegnete der Vertraute mit Nachdruck.

»Du faselst,« rief der Wongy.

»Sagtest du mir nicht soeben selbst, daß die Europäer alles aus ihren gelehrten Büchern erfahren?«

Der Wongy lachte spöttisch auf. »O du Dummkopf! Die Bücher enthüllen den Engländern nur das Vergangene, aber doch nicht das Zukünftige, das ist nur Gautama bekannt.«

»Aber unser Vertrag mit dem Häuptling gehört ja der Vergangenheit an —«

»Also muß er bereits in den europäischen Büchern stehen. Wer leugnet das? Aber sage mir doch, wann haben wir diesen Vertrag abgeschlossen?«

»Vor einigen Tagen.«

»Und wo befand sich damals unser Feind?«

»Auf dem Flusse natürlich, auf dem Wege hierher.«

»Gut, wie wäre es ihm dann möglich gewesen, das betreffende Buch zu lesen?«

Der andere legte seine Stirne in die Handfläche.

»Tropf, der ich bin! Deine Weisheit, großer Wongy, ist bewundernswert und ich schätze mich glücklich, dich meinen Bruder nennen zu dürfen.«

»Deinen Freund und Vertrauten ja, aber niemals deinen Bruder,« hielt der Alte entgegen.

»Du hast nicht so unrecht. Ein ehrenhafter Mann kann nicht der Bruder eines —«

»Still,« unterbrach ihn sein Herr. »Horch!«

Aus der Ferne tönte ängstliches Rufen: »Gautama! Brahma! Wischnu! Shiva! Cali! Heiliger Senmeng! Hilfe! Hilfe! Hilfe!«

An der Stimme erkannte ich Meharamen. Der Unglückselige! Er verdarb mir all meine schönen Pläne und stürzte sich und mich in schwere Gefahr, indem er die Aufmerksamkeit des Feindes auf uns lenkte.

Das Geschrei alarmierte diesen natürlich sofort.

Der Wongy und sein Gefährte sprangen in die Höhe: »Zu den Waffen! Zu den Waffen!«

Ein dumpfes Geheul beantwortete den Warnruf: »Tod den Feinden!« Das Geschrei näherte sich von beiden Seiten mehr und

mehr. Ich mußte handeln, wenn ich nicht in die Hände derer fallen wollte, die mich haßten und gewiß ohne Barmherzigkeit ermordet hätten.

Ich ahmte das entsetzliche Kriegsgeschrei der Indianer Westamerikas nach und sprang aus meinem Versteck, in jeder Hand einen Revolver, die ich blindlings nach der Richtung des Feindes hin abfeuerte. Wie ich es erwartet hatte, erschreckten die Schüsse und das ohrenzerreißende Geheul die Birmanen.

Ein Schmerzensruf ertönte und hierauf das Angstgeschrei der Birmanen: »Die Geister des Waldes, die Feinde! Hilfe! Hilfe! Rette sich, wer kann!«

Das Geschrei wurde immer schwächer und erstarb endlich in der Ferne. Sie waren geflohen, vor einem einzigen Manne geflohen.

Wenn das Geschrei der Birmanen erstorben war, so kam dafür das meines tapferen Gefährten immer näher.

»Hilfe! Gautama! Ich bin tot!« kreischte er in Tönen der höchsten Angst.

Ich eilte nach der Richtung, aus der diese kläglichen Töne drangen. Schon nach wenigen Schritten ließ mich das Licht des Mondes den Gesuchten erblicken; er war am Fuße eines großen Baumes hingestreckt und verbarg das Gesicht in den Gräsern.

»Augenblicklich still, Feigling!« stieß ich heftig hervor. Ich war so aufgereggt und empört über ihn, daß ich es nicht über mich brachte, mich freundlich gegen ihn zu zeigen.

Er hörte gar nicht auf mich, sondern fuhr fort zu kreischen: »Hilfe! Weg von mir, ihr bösen Geister! Ich bete Brahma an und sonst niemand!«

Eine solche Feigheit war mir doch noch nicht vorgekommen. Ich faßte ihn bei den Schultern und rüttelte ihn heftig: »Schweig doch, Knabe! Siehst du nicht, daß ich es bin?«

»Du, Herr?« klang es zwischen Zweifel und Erleichterung zurück.

»Ja, ich! Mit Fleisch, Knochen und Haut!« versicherte ich und rüttelte ihn von neuem.

Das überzeugte ihn endlich, daß er es nicht mit einem Gespenst, sondern mit einem Manne von Fleisch und Blut zu tun hatte. Er richtete sich in die Höhe und stammelte verwirrt: »Herr, was für eine schreckliche Nacht!«

»Meharamen, ich hätte dich niemals für so feige gehalten!« sagte ich scharf.

»Herr, ich bin ein Held!« rief er entrüstet.

»Folge mir! Zu seiner Zeit magst du mir deine Handlungsweise erklären und – wenn es möglich ist – entschuldigen.«

»Wohin führst du mich?«

»Komm!«

»Aber die Geister?«

»Kein Wort weiter! Wenn du mitkommen willst, beeile dich, sonst gehe ich allein.«

Wir durften hier nicht länger bleiben. Es war ja nicht unmöglich, daß die Helden zurückkehrten, wenn sie sahen, daß niemand sie verfolgte; einen Kampf mit ihnen wollte ich aber um jeden Preis vermeiden, weil ich meines Begleiters nicht sicher war.

Wir entfernten uns deshalb ein gutes Stück von dem Schauplatze meines Abenteurers, immer dem Tale folgend, in das uns der verräterische Häuptling geführt hatte, aber die dem Dorfe entgegengesetzte Richtung einschlagend. Nach einer halben Stunde gelangten wir in eine schmale Schlucht und hier warf ich mich, erschöpft wie ich war, in einem dichten Gebüsch zur Erde. Meharamen lagerte sich neben mir.

»Erzähle mir nun, was dir begegnet ist,« befahl ich kurz.

»Herr, du ließest mich an einem verantwortungsvollen Posten.«

»Einen gebundenen Mann zu bewachen, nennst du einen schweren Posten?«

»Du ließest mich allein in der Dunkelheit der Nacht, mitten im Walde, wo die Geister der Luft und der Erde umgehen –«

»O der Held! Er hat Furcht vor Gespenstern!«

»Vor Menschen fürchte ich mich nicht. Ich hatte ja den Revolver, den du mir vor deinem Weggange gabst.«

»Hast du diese Waffe noch?«

»Hier ist sie,« erwiderte er und zog sie aus der Tasche.

Ich nahm den Revolver zurück und schob ihn in den Gürtel. Dabei gedachte ich der beiden anderen, die ich abgeschossen hatte. Ich zog sie hervor und lud sie von neuem.

»Fahre fort,« befahl ich dem Sohne des Wongy, während ich mich mit den Waffen beschäftigte.

»Du hattest dich kaum entfernt, als die Geister kamen und mich zu necken begannen. Sie nahmen zuerst die Gestalten von Fledermäusen und Vampyren an —«

»Unschuldige Tierchen, die zur Nachtzeit in jedem Forste zu finden sind,« sagte ich lachend.

»Man sieht wohl, Herr, daß du ein Ausländer bist,« entgegnete der Jüngling mit einer gewissen Empfindlichkeit. »Diese Tiere waren schrecklich anzusehen. Ihre Augen sprühten Funken und ihr Atem verpestete die Luft.«

»Warum richtetest du deine Waffe nicht auf sie?«

»Meine Waffe? Sie hätte dem Gespenste ja doch nicht schaden können, da dieses unverwundbar ist.«

Solch lächerlichem Aberglauben also huldigte ein junger Mann, der zu den gebildetsten Klassen Birmas gehörte.

»Du ergriffest also lieber die Flucht vor diesen Tieren?«

»Nicht gleich! Eine Zeitlang hielt ich ihnen mutig stand. Aber als dann noch eine Hyäne ihr Geheul hören ließ, ertrug ich es nicht mehr und floh.«

»Also sogar vor einer Hyäne fürchtest du dich, du tapferer Held?« fragte ich ironisch.

»Eine wirkliche Hyäne gewiß nicht, denn ich weiß ja, daß sie sich nur von Aas nährt und niemals lebende Menschen anfällt.

Aber dies war auch keine wirkliche Hyäne, sondern ein Geist, der die Gestalt einer solchen angenommen hatte —«

»Genug!« unterbrach ich ihn barsch. Sein Geschwätz fing an, mich zu langweilen.

Er suchte sich zu verteidigen: »Herr, was kann ich dafür, wenn die Geister —«

»Still jetzt davon! Ich bin schläfrig. Lege dich an meine Seite!« befahl ich nicht weniger barsch. Mein Groll gegen ihn war noch zu frisch.

»Aber die Geister?«

»Ich habe ein unfehlbares Mittel, sie entfernt zu halten. Fürchte also nichts!«

»Nenne mir dieses Mittel!«

»Morgen ist dazu auch noch Zeit. Gute Nacht!«

Ich schloß die Augen. Es war nicht wahrscheinlich, daß Pagan uns verfolgte, und selbst wenn er es tat, hätte er uns hier nicht so leicht aufzufinden vermocht.

#### NEUNTES KAPITEL. GEFANGEN.

»Herr!«

Ich schlug die Augen auf. Meharamen stand vor mir.

»Was willst du?«

»Herr, die Sonne ist schon aufgegangen. Wollen wir nicht unsere Reise fortsetzen?«

»Hast du solche Eile?« fragte ich.

»Das Schicksal meines unglücklichen Vaters bekümmert mich —«

»Und dann wünschst du, so schnell als möglich aus dem Bereiche der Feinde zu kommen, nicht wahr?«

»Nein, das ist es nicht,« erwiderte der Jüngling, aber dieses Nein wollte ihm doch nicht so recht aus der Kehle. Er war nicht gewöhnt, zu lügen; diese Lüge kostete ihm daher keine kleine Überwindung.

»Du beleidigst mich! Du weißt gut, daß ich tapfer bin. Aber unsere Feinde sind uns an Zahl weit überlegen —«

»Wenn du dich verflossene Nacht nicht vor einer Fledermaus und dem Geschrei einer Hyäne gefürchtet hättest, wären Pagan und seine Leute jetzt unschädlich gemacht.«

»Was sagst du?«

Ich erzählte ihm in kurzen Worten, wie nahe ich dem Feinde bereits gewesen war.

Er hörte still zu. Es fiel ihm nicht ein, mir ein Wort über die Gefahr zu sagen, in die ich mich begeben hatte. »Herr,« rief er statt dessen, »Herr, Pagan weiß von dem Senmeng zu Muang-la? Laß uns eilen, daß wir noch vor ihm dort anlangen.«

Damit wollte er auch schon das Gebüsch verlassen, aber ich hielt ihn zurück.

»Warte doch! Erst muß ich die Sachlage studieren und mir einen neuen Plan zurechtlegen.«

»So lege ihn dir zurecht, aber mach schnell!«

»Vor allem muß ich zu erforschen suchen, wohin sich unsere Feinde gewendet haben. Erwarte hier meine Rückkehr, aber ich bitte dich um Gottes willen, vermeide jegliches Geräusch, das dich verraten könnte. Rühre dich nicht vom Platze, bis ich zurück bin.«

»Du willst mich allein lassen?« fragte er weinerlich.

»Ich muß es.«

»Wirst du auch gewiß zurückkehren?«

»Auf jeden Fall, wenn ich nur dich noch am Platze finde.«

»Bezweifle das nicht. Ich werde mich von hier nicht wegrühren.«

Ich setzte gerade kein großes Vertrauen in seine Worte, aber mitnehmen konnte ich ihn auch nicht.

Die Schlucht, in der wir uns befanden, war sehr eng und ganz von hohen, schroffen Spitzen umschlossen. Sie schien selten von menschlichen Wesen betreten, denn ich entdeckte außer den unsrigen keine menschlichen Fußspuren. Ich versteckte mein Bündel

in ein großes Gebüsch, merkte mir dessen Lage gut und dann folgte ich unseren alten Fährten. Ich tat es mit möglichster Schnelligkeit, blickte aber fortwährend scharf um mich, ob ich den Feind nicht schon auf den Fersen hätte und hielt auch die Ohren scharf gespitzt.

So kam ich in das Seitentälchen bis zu dem Platze, wo ich den Wongy belauscht hatte. Ich sah den besagten Feigenbaum, in dessen Stamme noch einige Kugeln steckten und fand die Erde von Blut gefärbt. Meine Kugel mußte also jemanden verwundet haben.

Im Weitergehen betrachtete ich mir das Lager des Feindes. Die Erde war zertreten und mit den Resten des Abendessens bedeckt. Da lagen abgenagte Knochen, Bananenhülsen und Feigen, und die Beeren des Tamarindenbaumes. Auch einige Pfeile gewahrte ich, die ich aufhob und aufmerksam betrachtete. Sie waren sehr kurz, aber nicht vergiftet. Dies beruhigte mich ungemein.

Viele Fußspuren führten von dem Lager nach dem Haupttalle und umgekehrt zurück. Ich begab mich in dieses letztere und versuchte den Weg wiederzufinden, den ich gestern gekommen war, um nach dem Platze zu gelangen, wo ich den dicken Häuptling liegen gelassen hatte. Auch hier war der Boden von einer Menge Personen zertreten. Ich erkannte unter all den Fußspuren auch die nägelbeschlagenen Absätze meiner Stiefel, sowie Meharamens Pantoffel.

Der Wongy und seine Leute hatten offenbar die Richtung nach dem Dorfe eingeschlagen. Sie mußten also den Häuptling gefunden und seiner Bande entledigt haben.

Sollte ich jetzt dem Feinde folgen oder so schnell als möglich den Weg nach Muang-la nehmen, um das Städtchen vor Pagan zu erreichen und den Senmeng zu kaufen?

Der letztere Plan schien mir der beste. Eben wollte ich zu Meharamen zurückkehren, als sich ein leises Zischen hören ließ. Ein

Gegenstand sauste durch die Luft und bohrte sich in meine Schulter. Ein stechender Schmerz überzeugte mich rasch über die Herkunft des fraglichen Gegenstandes: der Feind hatte mich entdeckt und aufs Korn genommen.

Ich zögerte keinen Augenblick. Ich riß die Flinte an die Wange und gab Feuer nach der Richtung hin, aus der der Pfeil geflogen kam. Der Knall brach sich tausendmal in den Bergen und erzielte eine von mir nicht erwartete und nicht gewünschte Wirkung. Ich hörte ein Geheul aus wenigstens zwanzig Kehlen und dann sauste ein wahrer Hagel von Pfeilen nieder. Einige bohrten sich in die Bäume, andere fielen auf die Erde, einer aber traf mich in die Brust, vermochte mich aber, dank dem hirschledernen Wamse, das ich unter meinem birmanischen Kostüm trug, nicht zu verletzen.

Wie mir diese Menge von Pfeilen bewies, befand ich mich einem ziemlich starken Feinde gegenüber. Es blieb mir nichts weiter übrig, als die Flucht zu ergreifen; aber nach dem Orte, wo sich Meharamen befand, durfte ich sie gewiß nicht richten. Den heroischen Jüngling hätte angesichts der Birmanen eine panische Furcht ergriffen.

Also dann in das Tal, in welchem der Wongy vergangene Nacht gelagert hatte! Auf diese Weise entfernte ich mich wenigstens noch mehr von Meharamen.

Hinter einem Baume erschien ein Arm. Ich legte sofort darauf an – ein Schmerzensschrei sagte mir, daß ich gut getroffen. Noch mehrmals feuerte ich mein Repetiergewehr nach derselben Richtung ab, allein diesmal, wie es schien, ohne Erfolg.

Neue Pfeile und der Knall einer Feuerwaffe antworteten. Eine Kugel schlug auf dreißig Schritte Entfernung in einen Baum, die Rinde zersplitternd. Die Feinde hatten also eine Feuerwaffe bei sich.

Ich feuerte mein Gewehr nochmals ab und wandte mich dann zur Flucht. Die Feinde heulten abermals auf und schickten sich an mich zu verfolgen.

Während des Laufens lud ich das Repetiergewehr von neuem.

Wieder zischten Pfeile um mich nieder und eine Kugel sauste dicht an mir vorbei. Den Inhaber dieser Waffe mußte ich um jeden Preis unschädlich zu machen suchen. Ich drehte mich um, mit dem Repetiergewehr an der Wange, um Feuer zu geben. Zwischen den Bäumen sah ich mehrere schlecht gekleidete Birmanen daherrennen. Sie waren mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, nur ein einziger trug ein Gewehr bei sich, eine alte Flinte.

Dieses kostbare Stück, welches der glückliche Eigentümer soeben wieder gegen mich richtete, nahm ich mir zum Ziel. Zwei Schüsse ertönten, ein wilder Schrei und der Flintenträger stürzte zu Boden. Die Waffe war zersprungen und hatte ihm den Kopf verletzt.

Ich wartete das Weitere nicht ab, sondern setzte den Wettlauf fort. Bald hatte ich das Seitental erreicht.

Ich hielt an und schöpfte tief Atem. Dann begann ich meine Waffen wieder zu laden und überlegte eine Weile. Was tun? O, daß ich allein gewesen wäre! Sofort hätte ich den Weg nach Muang-la eingeschlagen. Aber so lag die Sorge für den Sohn des Wongy auf mir und ich mußte wohl oder übel zurückkehren, um ihn zu holen.

Ich lauschte. Alles blieb still. Die Feinde waren von meiner Verfolgung abgestanden.

Ich wandte mich neuerdings, um in das Haupttal zurückzukehren, leise schleichend und mich vorsichtig hinter den mächtigen Bäumen verbergend. Zwei Kilometer mochte ich auf diese Weise zurückgelegt haben. Nach meiner Schätzung konnte ich nicht mehr weit von dem Feigenbaume entfernt sein, der in dem Abenteuer der vergangenen Nacht eine so hervorragende Rolle gespielt, da drang an meine Ohren ein gedämpftes Freudengeschrei. Deutlich unterschied ich unter den lauten Jubelausbrüchen das Wort: »Gefangen!«

Für einen Augenblick ließ ein eisiger Schrecken meinen Herzschlag stocken. Zweifelsohne war der unglückliche Meharamen in die Hände meiner Verfolger gefallen.

Hinter einer großen Tamarinde warf ich mich zu Boden und verharrte einige Zeit regungslos. Die Jubelrufe wiederholten sich noch einigemal, dann wurde es still. Ich kroch nun vorsichtig nach der Richtung, aus welcher sie gekommen waren und gelangte so wieder in das Haupttal.

Aus der Ferne schlugen abgerissene Laute an mein Ohr, die weder näher kamen, noch sich entfernten. Ich folgerte daraus, daß die Leute sich gelagert hatten und beschloß, mich zu überzeugen, ob der Gefangene, den sie zweifelsohne mitschleppten, wirklich Meharamen war oder nicht.

Wie gestern näherte ich mich ihnen, von den üppigen Tropengräsern zur Genüge verborgen. Bei jedem Schritt drangen die Stimmen deutlicher an mein Ohr. Ich hatte das Lager erreicht.

Ein großer Strauch bot mir Gelegenheit, die Leute zu belauschen. Behutsam bog ich die Zweige auseinander und schlüpfte hinein.

Auf einem freien Platze lagerten etwa fünfzig Männer. Acht davon trugen einfache Kleidung und waren mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Die anderen waren zerrissen und schmutzig; auch sie trugen Bogen und Pfeile bei sich, nur ein einziger wies eine alte Büchse auf. Es war derselbe, dem ich den bewußten Denkartel gegeben hatte. Einige schienen mir bekannt; es waren Einwohner von Bamo.

In der Mitte dieser Tapferen saßen zwei Männer: der dicke Häuptling und ein beleibter, schielender Alter mit grauen Haaren und in vornehmer Kleidung. Dieser hielt auf seinen Knien ein Bündel, dessen Inhalt er eben untersuchte, sowie eine wohlgefüllte Börse. Der Eigentümer dieses Bündels und dieser Börse, der arme Meharamen, war unweit davon an einen Baum gebunden.

Seine Kleidung war zerrissen und aus einer Wunde an seiner Stirne rieselte das Blut über sein Gesicht.

»Ein Gewand und einige Lebensmittel – sonst ist nichts darin,« verkündete Pagan.

»Eine schöne Kleidung!« rief der Häuptling bewundernd.

»Möchtest du sie gerne haben?« fragte der Wongy.

»Herr, würdest du sie mir geben?«

»Sehr gerne! Wir fanden bei dem Gefangenen ein Bündel und eine Börse. Das Bündel sei dein und die Börse mein.«

»Dein Vorschlag gefällt mir gerade nicht,« entgegnete der Häuptling.

»Warum nicht?« fragte Pagan streng.

»Die Börse ist mit Gold gefüllt.«

»Sie enthält kaum einige Geldstücke, die nicht einmal das Zählen lohnen.«

»Gut denn! Ich schlage vor, das Bündel und die Börse gleich zu teilen.«

»Nein!« wehrte Pagan entschieden.

»Warum nicht. Ich habe den Feind überwunden, ich fordere deshalb auch die Hälfte der Beute,« entgegnete der Häuptling nicht weniger entschieden. Mit seinen vierzig Männern wußte er sich Herr der Situation.

»Du hättest den Feind besiegt? Nein, mein Freund, den Sieg habe ich errungen!«

»Du? Was hättest du ohne meine vierzig Krieger angefangen? Du wärest längst dem Europäer zum Opfer gefallen.«

»Vergiß nicht, daß ich dich gebunden und geknebelt im Walde fand.«

»Du willst nicht mit mir teilen?« fragte der Häuptling drohend.

»Gewiß! Ich biete dir ja schon zum zweiten Male das Bündel an.«

»Die Hälfte der Börse und die Hälfte des Bündels für jeden!«

»Nein!«

»Dann betrachte ich dich als meinen Feind und werde mir die Beute mit dem Dolche in der Hand nehmen,« rief der Häuptling und sprang in die Höhe.

Er schien im Vergleich zu gestern wie ausgewechselt. Eine wilde Entschlossenheit prägte sich auf seinen Zügen aus, und seine Augen funkelten vor Zorn. Das war nicht mehr das zaghafte Männchen, das mit List und Heuchelei sein Ziel zu erreichen strebte, sondern der stolze Häuptling.

Dem Wongy entging das nicht und er erkannte auch, daß sich im Falle eines Kampfes der Sieg schwerlich auf seine Seite neigen dürfte. Auch seine Augen sprühten Zornesfunken und die Hände zitterten ihm konvulsivisch, aber als vollendeter Hofmann wußte er sich zu beherrschen und ein süßliches Lächeln auf seine Lippen zu zwingen.

»Beruhige dich, Häuptling!« bat er.

»Erst gib mir, was mir gebührt!« schrie dieser.

»Du wirst es erhalten. Nur setze dich und laß uns vernünftig reden. Es wäre nicht recht, wenn zwei so gute Freunde sich um ein Nichts entzweien wollten.«

»Um ein Nichts,« wiederholte der Häuptling zornig.

»Ja, einer wahren Kinderei halber. Oder hältst du den Wongy Pagan für so schlecht, daß er einiger erbärmlicher Goldstücke wegen seinen besten Freund erzürnen möchte, den klugen Häuptling der tapferen Shan von Bamo?«

Die süßen Worte blieben nicht ohne Eindruck auf den Häuptling.

»Ich habe dich vorhin wohl nicht recht verstanden,« entschuldigte er sich.

»Sprechen wir nicht mehr davon, Freund! Setze dich, ich will dir alles erklären,« fuhr der Wongy in demselben einschmeichelnden Tone fort, obwohl es in ihm kochen mußte.

Der Häuptling tat, wie ihm geheißen worden.

»Also dir gehört das kostbare Gewand. Betrachte es nur einmal, wie schön es ist. Sieh die neue Goldstickerei – wenn du es verkaufst, bekommst du viel Geld dafür.«

»Ich werde es aber nicht verkaufen.«

»Es würde auch schade darum sein. In dasselbe gehüllt, wirst du der größte Häuptling der Erde sein. Dein Ruhm wird die Welt erfüllen.«

Der Dicke lächelte geschmeichelt. »Aber das Geld?«

»Das Geld kann ich dir nicht geben, denn es gehört Mendun-Men und ich muß es ihm bringen. Oder soll ich Seiner Majestät sagen, daß ich das nicht konnte, weil der Häuptling von Bamo sich in den Besitz seines Eigentums gesetzt hat?«

Der geheiligte Name des Monarchen machte Eindruck auf den Häuptling. »Du bringst die Börse dem Kaiser?« fragte er noch einmal zweifelnd.

»Natürlich!«

»Schwöre es mir!«

»Ich schwöre!« log ruhig der Wongy.

Der dicke Häuptling senkte das gedankenschwere Haupt: »Das ist alles ganz schön und gut, aber ich brauche Geld.«

»Wozu?«

»Ich muß meine Leute bezahlen und auch ein neues Gewehr kaufen, das mir zur Verteidigung des Dorfes unumgänglich notwendig ist.«

»Ich wüßte ein Mittel, wie du schnell zu Geld kommen könntest,« bemerkte Pagan.

»Und dieses wäre?«

»Verfolge den Europäer. Er führt gewiß viel Geld bei sich und dieses soll dann dein sein.«

Der Häuptling sah nachdenklich zu Boden.

»Diesen Mann verfolgen? Niemals! Das ist kein Mensch, sondern ein böser Geist, der sich gegen den großen Buddha aufgelehnt hat und darum von ihm verstoßen worden ist. Er weiß alles

und liest sogar unsere Gedanken. Ich will mit ihm nichts mehr zu tun haben.«

»Ei, ei, so feige?« spottete Pagan.

»Du hast soeben Beweise meines Mutes erhalten. Aber ich kämpfe nur gegen Menschen, nicht gegen Geister.«

»Der Europäer ist ein Mensch wie wir, nichts anderes,« sagte der Wongy.

»Und ich behaupte, daß er ein böser Geist ist. Aber wenn du so fest davon überzeugt bist, daß das nicht wahr ist, so verfolge ihn doch selbst und bemächtige dich seiner Reichtümer. Ich wiederhole dir nur: ich brauche Geld!«

»Da du mein Freund bist, will ich dich nicht im Stiche lassen. Ich gebe dir aus meiner Kasse zwanzig Taël,« sagte Pagan.

Die Äuglein des Häuptlings blitzten begehrllich aus dem fetten Gesichte: »Gib mir hundert und wir scheiden in Frieden.«

Jetzt wurde der Wongy zornig. »Du bist unersättlich. Ich biete dir aus freien Stücken zwanzig Taël, gewiß eine große Summe, und statt mir dankbar zu sein, forderst du hundert.«

»Bedenke, daß du in meinen Händen bist,« entgegnete der Häuptling kalt.

Der Wongy erbleichte: »Dummkopf, der ich war, daß ich dich nicht im Walde verenden ließ! Jetzt lägest du wohlbehütet im Magen einer Hyäne.«

»Dein Bedauern kommt zu spät. Ich lebe noch und du wirst damit wohl oder übel rechnen müssen. Also sprich: gibst du mir die hundert Taël?«

»Es ist zu viel. Begnüge dich mit dreißig.«

»Das ist wieder zu wenig. Gib mir wenigstens achtzig.«

»Dreißig!«

»Nun denn, fünfzig, aber das ist mein letztes Wort.«

»Fünfzig Taël will ich dir allenfalls geben,« willigte der Wongy ein.

Ein elegantes Etui hervorziehend, zählte er ihm das Geld in die Hand. Dann ließ er die Börse meines armen jungen Freundes in seiner Tasche verschwinden. Mich freute es sehr, daß dieses Geld nicht geteilt worden war. Ich mußte es um jeden Preis zurückzuerlangen suchen, denn nur mit seiner Hilfe vermochte ich mich in Muang-la zum Herrn der Situation aufzuschwingen, indem ich den Senmeng kaufte.

»Was soll jetzt aus dem Gefangenen werden?« fragte der Häuptling.

»Kümmere dich nicht um ihn! Ich habe dich für deine Dienste bezahlt und du wirst am besten tun, wenn du mir möglichst schnell aus den Augen gehst,« sagte Pagan brutal.

»Oh, langsam, mein teurer Wongy! Du darfst nicht glauben, daß ich unter deinen Befehlen stehe. Der Gefangene gehört mir und ich werde bestimmen, was mit ihm zu geschehen hat.«

»Bist du von Sinnen? Er ist mein,« tobte der Wongy.

»Meine Leute waren es, die ihn gefangen nahmen,« machte der Häuptling furchtlos geltend.

»Das leugne ich nicht, aber die fünfzig Taël —«

»Gabst du mir für die Dienste, die ich dir geleistet habe. Und da du es wünschst, werde ich mich sogleich entfernen und den Jüngling mit mir nehmen. Ich brauche einen Sklaven.«

»Du wirst ihn als Sklaven behalten?« fragte Pagan.

»Hm, das kann ich jetzt noch nicht sagen. Vielleicht kehrt der Europäer zurück,« entgegnete der Häuptling scheinbar gleichgültig.

»Du willst ihn freilassen,« schrie der Wongy, zitternd vor Zorn.

»Warum nicht, wenn ich gut dafür bezahlt werde?«

»Der junge Mann ist mein Feind. Ich ließ ihn nicht gefangen nehmen, um ihm die Freiheit so rasch wieder zu schenken. Er muß sterben,« eiferte der Wongy.

»So kaufe ihn doch.«

»Willst du ihn mir verkaufen?« fragte Pagan rasch.

»Warum nicht?«

»Was verlangst du für ihn?«

»Willst du ihn auf der Stelle töten oder mit dir nehmen?«

»Warum fragst du?«

»Ich will es wissen.«

»Ich werde ihn nicht sofort töten,« sagte der Wongy.

»Dann gib mir noch fünfzig Taël. Hättest du ihn in meiner Gegenwart getötet, so hätte ich nur zwanzig verlangt.«

»Warum dieser Unterschied?« fragte Pagan verwundert.

»Weil ich überzeugt bin, daß du die Absicht hast, für den jungen Mann ein ansehnliches Lösegeld zu fordern. Aus welchem anderen Grunde würdest du ihm sonst das Leben schenken?«

»Du bist ein Narr,« gab der Wongy verächtlich zurück.

»Nein, nur klug!«

»Fürchtest du meinen Zorn nicht?« Pagan war außer sich vor Wut.

»Ich fürchte nur, daß du mich nicht bezahlen könntest.«

»Reize mich nicht länger —«

»Bezahle mich, und ich reize dich gewiß nicht mehr.«

Der Wongy tobte und drohte – vergebens! Der Häuptling blieb unbeweglich auf seiner Forderung bestehen. Da fügte sich denn Pagan. Er warf dem Häuptling die fünfzig Taël hin und knirschte zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor: »Buddha sende nach deinem Tode deine Seele in eine Schlange, die auf dem Bauche kriecht, Erde frißt und von allen verfolgt wird!«

»Und dich möge er in ein Pferd verwandeln und einem Engländer zu eigen geben, der dir nichts zu essen gibt, dir die Sporen in die Weichen drückt und dich Tag und Nacht ohne Ruhe traben läßt mit blutenden Weichen, schaubedektem Maule und zitternd vor Müdigkeit.«

»Buddha verderbe dich und die Göttin Cali kürze dein Leben ab!« schrie der Wongy.

»Und deine Seele wechsele so oft die Gestalt, als du Gold in deiner Tasche hast,« lachte der Häuptling.

Damit erhob er sich, machte dem Wongy eine spöttische Verbeugung und entfernte sich mit seinen Leuten.

Lange noch vernahm man das Freudengeheul der Shan. Sie wähten sich reich und glücklich und waren ganz zufrieden mit dem Erfolge ihres Feldzuges.

Nach dem Fortgange des Häuptlings verharrete der Wongy eine Weile still. Endlich erhob er sich und trat vor Meharamen hin.

»Mangvé-Mengyis Sohn ist in meinen Händen,« begann er höhnisch.

Meharamen antwortete nicht.

»Er wollte den weißen Elefanten von Muang-la holen, um die Freiheit seines Vaters zu erlangen, aber es ist ihm nicht gelungen. Pagan verdarb ihm sein Spiel; Pagan wird der Herr des Senmeng werden und Mangvé-Mengyi stirbt am Pfahl als der Giftmörder des heiligen Tieres.«

»Töte mich!« sagte der Jüngling mit schmerzlich gepreßter Stimme.

»Du wünschst dir den Tod. Ich glaube es dir wohl. Nein, du sollst Zeuge meiner Triumphe werden.«

»Freue dich deines Triumphes nur nicht zu früh,« hörte ich Meharamen sagen.

»Ah, du hoffst auf den Europäer! Verräter, mit einem Feinde unserer Nation machst du Gemeinschaft! Aber erwarte nicht, daß dich dieser Mann retten wird. Er ist tot.«

Ich sah Meharamen erbleichen. Dieses Wort hatte ihn schwer getroffen, denn es raubte ihm die letzte Hoffnung. Aber das war nur ein Augenblick, dann regte sich der Zweifel in ihm und er erwiderte: »Wenn du meinen Freund tötetest, so zeige mir seine Waffen.«

Der Wongy wurde doch etwas verlegen.

»Glaubst du, daß ich meine Hände damit befleckt hätte? Ich ließ sie bei der Leiche liegen.«

»Die kostbaren Waffen hättest du liegen gelassen? Mein Begleiter lebt. Er wird mich retten!« rief der Jüngling zuversichtlich.

»Hoffe nur, hoffe! Cali möge deine Hoffnung verwirklichen,« entgegnete Pagan und dann goß er seinen Zorn über seine Leute aus: »Auf, ihr Taugenichtse, auf! Nehmt den Gefangenen in euere Mitte und wehe euch, wenn ihr ihn entfliehen laßt. Vorwärts!«

Geräuschvoll erhoben sich die Männer und ich benutzte dies, um mein Versteck zu verlassen und mich vorsichtig zurückzuziehen.

#### ZEHNTES KAPITEL. VOM FLAMMENTODE BEDROHT.

Ich ließ den Wongy und seine Mannen abziehen und folgte ihnen langsam. Ich holte mein Bündel und dann ging es vorsichtig dem Feinde nach.

Dieser rückte verhältnismäßig schnell vor, denn der Weg mußte mehr als schlecht genannt werden. Das Tal wurde immer enger, der Urwald immer dichter. Später trat jedoch der Wald zurück und das Tal verbreiterte sich. Weit konnte hier mein Blick schweifen und ich suchte denn auch sofort meine Feinde. Mit Hilfe meines guten Fernglases gelang es mir bald, sie ausfindig zu machen, wie sie, etwa vier Kilometer von mir entfernt, einträchtig dahinzogen.

Nunmehr hatte ich gewonnen und konnte meinen Weg nicht mehr verfehlen.

Die Verfolgung des Feindes wurde für mich jetzt aber weit schwieriger.

Kurze Zeit vor Sonnenuntergang hielten die Feinde bei einer riesigen Tamarinde an. Ich konnte durch mein Glas beobachten, wie sie den Gefangenen an den Baum banden, wie der Wongy sich bequem auf die Erde lagerte und seine Leute emsig dürres Gras und Äste zusammenrafften. Die Finsternis entzog mir den

Anblick des feindlichen Lagers, von dem bald ein lodernder Flammenschein gen Himmel stieg. Ich besorgte nun nicht weiter, entdeckt zu werden und näherte mich dem Lager vorsichtig bis zur Grenze, an der Licht und Finsternis miteinander kämpften.

Ich konnte alles bequem übersehen. Der Gefangene lehnte sich müde gegen den Stamm, während die Gefährten des Wongy sich damit beschäftigten, ein schönes Stück Wildbret über dem Feuer zu braten. Zwei Männer bildeten die Schildwache, einer von ihnen hielt den Revolver in der Hand, den ich Meharamen gegeben hatte.

Lange stand ich auf der Lauer. Die Feinde hatten bereits ihr Abendessen beendet und einer nach dem anderen streckte sich zum Schlafe nieder. Nur die beiden Schildwachen blieben munter.

Ich sah ein, daß für diesen Abend nichts mehr zu machen war. Ich wählte mir ein sicheres Versteck und schloß ebenfalls die Augen zur Ruhe.

Die Sonnenstrahlen weckten mich. Ich sprang auf, es war bereits neun Uhr.

Mit meinem Feldstecher spähte ich in die Runde, entdeckte aber keine lebende Seele. Nach einer halben Stunde erreichte ich die Tamarinde, bei welcher die Feinde gelagert hatten. Ich untersuchte die Fußspuren, die von hier weg das Tal hinaufführten, und machte mich dann sofort auf den Weg. Zum Glück war der Weg wenigstens vorläufig noch gut zu nennen. Bis Mittag konnte ich meinen Marsch rasch und bequem fortsetzen, dann aber änderte sich das landschaftliche Bild wieder. Der Boden begann zu steigen. Die Berge schoben sich mehr und mehr zusammen und der Fluß stürzte in tollen Kaskaden die Schluchten und Abhänge hinunter. Der Wald war angefüllt mit dornigem Gestrüpp, durch das ich mir nicht selten mit Gewalt einen Weg bahnen mußte. Manchmal fand ich meine Gasse aber auch bereits gebahnt durch die Leute, die mir voran gingen und die ich so eifrig verfolgte.

Der Wald schien kein Ende nehmen zu wollen. Seit Stunden schon hatte er mich aufgenommen und immer noch folgten Bäume auf Bäume und Dornen auf Dornen. Ich war bereits müde und auch der Hunger machte sich mehr und mehr geltend. Endlich fand ich eine Kokospalme. Ich kletterte hinauf, brach einige Früchte und öffnete sie mit meinem Damaszenerdolche. In langen Zügen schlürfte ich die erfrischende Milch und aß dann den süßen Kern.

Ich folgte der Spur des Feindes, solange es mir möglich war, aber schließlich ließ sich in der dichten Finsternis nichts mehr unterscheiden. Ich hielt bei einem Baume an. Hier gedachte ich die Nacht zu verbringen.

Ich hatte kaum einige Minuten geschlafen, als mich ein geller Schmerzensschrei wieder in die Höhe fahren ließ. Hatte ich recht gehört und war das eine Menschenstimme gewesen? Ich lauschte gespannt. Da war ja derselbe Wehruf wieder – nein, ich hatte mich nicht getäuscht, irgendein menschliches Wesen befand sich in Todesgefahr und flehte um Hilfe.

Ich hing mir die Gewehre wieder um und eilte nach der Richtung, aus welcher der Hilferuf erklungen war. Es war dies dieselbe, welche der Wongy mit seinen Leuten genommen hatte.

Der Schrei wiederholte sich noch einige Male und leitete mich richtig in der dichten Finsternis, die mir ohnedies genug zu schaffen machte.

Einige hundert Schritte mochte ich so zurückgelegt haben, als ich durch die Zweige hindurch einen roten Schein sah. Das verwunderte mich nicht wenig.

»Hilfe! Hilfe!« gellte es wieder in herzerreißendem Flehen. Es war nicht Meharamens Stimme. Ich atmete erleichtert auf.

Der Feuerschein wurde immer stärker, er zeigte mir nunmehr den Weg. Nach einigen Schritten bog ich die dichten Zweige eines Busches auseinander und gewahrte so eine Szene, die mir den Herzschlag stocken ließ.

Vor einem brennenden Häuschen standen zwei Tamarindenbäume, an denen zwei Menschen festgebunden waren, ein Mann und eine Frau. Ihre Hände und Gesichter waren von Rauch geschwärzt; sie hatte bereits die Besinnung verloren, er dagegen krümmte sich vor Wut und Schmerz und schrie um Hilfe mit der ganzen Kraft, die in seiner Kehle wohnte. Er hatte Ursache dazu. Die Hitze hatte die Blätter der Tamarinden bereits versengt, ein Funke fiel in das dürre Geäst des Baumes, an dem die Frau festgebunden war und schon lohten die Flammen aus ihm empor. Rasch riß ich das Dolchmesser aus dem Gürtel und sprang auf den brennenden Baum zu. Der Mann sah mich. »Hilfe! Hilfe!« schrie er von neuem.

»Schreie nicht mehr! Erst sie und dann du,« gab ich zurück.

Mit zwei scharfen Schnitten trennte ich die Stricke, die tief in das Fleisch der Besinnungslosen einschnitten, hob sie mit dem linken Arme empor und trug sie aus dem Bereiche des Feuers, worauf ich sie sanft auf den Boden legte. Dann löste ich auch die Fesseln des Mannes.

Er dehnte die steifen Glieder, hob die Rechte gegen Himmel und rief mit wildem Ausdrucke: »Ich danke dir, Buddha, daß du mir Gelegenheit gibst, mich zu rächen.«

Dann wandten sich seine Gedanken seiner Frau zu.

»Ist sie tot?« fragte er mich.

»Nur betäubt.«

Er beugte sich nieder zu ihr, um sich von der Wahrheit meiner Worte zu überzeugen.

»Sie lebt! sie lebt!« schrie er voll Freude und wollte sie aufwecken.

»Laß sie noch eine Weile,« wehrte ich ihm. »Es ist besser, wenn sie diese Zerstörung noch nicht gewahrt.«

»Du hast recht,« sagte er. »Es ist besser, wenn ich allein leide.«

»Groß ist das Unglück, das dich betroffen hat.«

»Groß?« rief er bitter. »Herr, ich finde keine Worte, um dir den Schmerz zu schildern, welcher meine Brust zerreißt, ich danke, o ich danke dir! Fortan sei mein Leben nur zwei Dingen geweiht: der Rache und deinem Dienste.«

»Ich habe keinen Anspruch auf deine Dankbarkeit. Was ich für dich getan, war wenig genug.«

»Wenig? Du rettetest mich und meine Frau vom sicheren Tode.«

»Wer war es, der dein Haus in Brand steckte und dich selbst an den Baum band?« fragte ich ihn.

»Ein Wongy war es, den die Göttin Cali auf der Stelle in den Körper eines Skorpions schicken möge.«

»Ein Wongy?« wiederholte ich, lebhaft interessiert.

»Ja, ein Wongy.«

»Erzähle mir ausführlich, wie sich alles zugetragen hat,« bat ich.

»Was soll ich dir erzählen? Siehst du dieses Haus? Es ist jetzt die Beute des Feuers. Dieses Haus war mein Eigentum und seit drei Jahren lebte ich glücklich in ihm mit meinem Weib. Ich selbst habe es erbaut, aus Liebe zu ihr und weil ich mich nach einem friedlichen Familienleben sehnte. Ich rodete den Wald aus und brach den Boden um – ja, ich, der stolze Häuptling, erniedrigte mich soweit, den Landmann zu spielen.«

»Verlierst du dadurch deine Würde?« fragte ich.

»Nein! Durch meine Geburt bin ich Häuptling und bleibe es bis an mein Ende. Die Regenzeit pflege ich inmitten meines Stammes zu verbringen, aber auch während der übrigen Zeit des Jahres finde ich mich häufig bei ihm ein. Diesen Nachmittag nun plauderte ich mit meinem Weibe gemütlich auf der Schwelle unseres Hauses, als aus dem Walde ein kleiner Trupp bewaffneter Männer kam, die in ihrer Mitte einen Gefangenen führten. An ihrer Spitze ging ein alter Mann von vornehmerm Aussehen, dessen reiches Gewand aber durch den Marsch bereits sehr gelitten hatte. Sie verlangten von mir Speise. Ich gab ihnen, was ich gerade zur

Hand hatte. Sie ließen es sich schmecken und nahmen sich dann noch Vorräte von Reismehl und frischem Fleische mit. Soweit ging alles gut, als ich aber verlangte, sie sollten mich auch bezahlen, wollten sie nichts davon wissen. Sie verlachten mich und als ich auf meiner gerechten Forderung bestand, warfen sie sich auf mich und mein Weib. Ich kämpfte lange mit ihnen, aber es waren ihrer zu viele. Sieh, mein Gesicht trägt noch die Spuren des Kampfes; endlich überwältigten sie mich und banden mich und mein Weib an die Bäume.

Ich mußte nun zusehen, wie sie mein Eigentum zerstörten. Die Elenden bemächtigten sich kurzer Hand meiner geringen Habe und nahmen mit sich, was ihnen von einigem Wert schien: Kleidungsstücke, Decken, Geschirr, die Schmucksachen meines Weibes und meine Vorräte an Reis und Tee. Alles andere zerschlugen sie. Dann steckten sie mein Haus in Brand. Ich flehte sie an, mich loszubinden und mir doch wenigstens das Leben zu lassen. Sie verlachten mich, wünschten mir einen glücklichen Tod und zogen ab.

Bald darauf kamst du, Herr – o mir war es, als käme Wischnu in eigener Person, mich zu befreien. Brahma möge dich segnen, daß du mir Gelegenheit verschafftest, mich zu rächen!«

»Ich bin bereit, dir dabei zu helfen, wenn du willst,« bot ich ihm an.

»O Herr, wie gut bist du!«

»Ich bin nichts weniger als das. Mein Anerbieten entspringt sogar einem sehr selbstüchtigen Grunde. Der Wongy ist mein Feind und ich verfolge ihn schon seit einiger Zeit. Der Gefangene, den er mit sich schleppt, ist ein Freund von mir, den ich befreien muß.«

»Dein Freund wird frei werden. Ich eile diese Nacht noch zu meinen Untergebenen.«

»Aber wirst du in der Nacht nicht den Weg verfehlen?«

»Was glaubst du? Ich würde ihn mit verbundenen Augen finden.«

»Dann eile! Der Wongy bemüht sich, seinen Marsch soviel als möglich zu beschleunigen, weil er weiß, daß ich ihm auf den Fersen bin. Wollen wir ihn in unsere Hände bekommen, so müssen wir womöglich schon morgen früh die Verfolgung aufnehmen, sonst wäre es nicht mehr möglich, ihn einzuholen.«

»Ich ginge sogleich,« sagte der Birmane zögernd, »wenn nicht —«

»Du fühlst dich nach den ausgestandenen Leiden zu schwach, den Weg zu unternehmen?«

»Nein, das ist es nicht. Aber es schneidet mir ins Herz, mein Weib hier allein lassen zu sollen.«

»Wir wollen versuchen, sie ins Leben zurückzurufen. Vielleicht fühlt sie sich kräftig genug, dich zu begleiten. Dann kannst du sie der Obhut der Frauen deines Stammes anvertrauen, die gewiß zärtlich für sie Sorge tragen werden. Sollten ihr aber die Kräfte fehlen, mit dir zu gehen, so laß sie unterdessen in meiner Hut und führe sie erst morgen den Frauen zu.«

»Dein Rat scheint mir gut. Wir wollen sehen, ob er sich ausführen läßt.«

Das Häuschen war nunmehr vollständig ein Raub der Flammen geworden. Das Dach und die hölzernen Bestandteile waren eingeäschert und nichts war übriggeblieben als die nackten Mauern, die jeden Augenblick mit dem Einsturze drohten.

Wir wandten uns dem armen Weibe zu. Mit Hilfe des Wassers, das der Birmane aus einem Kanal holte, und einer belebenden Essenz, die ich bei mir führte, erlangte sie rasch das Bewußtsein wieder. Sie befand sich aber noch unter dem Einflusse des großen Schreckens und der Todesangst, die sie ausgestanden und konnte es zuerst kaum fassen, daß sie gerettet und in Sicherheit war. Die beruhigende Stimme ihres Mannes rief sie zur Wirklichkeit zurück und langsam erholte sie sich. Sie erklärte sich sofort bereit, ihren Gatten zu begleiten. Wir ließen ihr noch einige Zeit, ihre Kräfte

wieder zu gewinnen, und dann machten sich die beiden Eheleute zu meiner großen Freude auf den Weg.

»Willst du nicht mit uns kommen?« fragte mich der Birmane noch.

»Nein! Ich werde hier deine Rückkehr abwarten.«

»Fürchtest du dich nicht?« fragte er weiter.

»Wen oder was sollte ich fürchten?«

»Du bist sehr mutig. Also erwarte mich hier und tröste dich unterdessen mit dem Gedanken, daß dein Freund bald frei und der Wongy bestraft sein wird, so wahr ich Merlan bin, der Häuptling der roten Cheren.«

Die beiden verschwanden in der nächtlichen Dunkelheit. Ich aber setzte mich auf einen Baumstamm in der Nähe der Brandstelle, nahm das Gewehr zwischen die Knie und dachte über mein Abenteuer nach.

Ich war nun der Freund eines Häuptlings der Cheren geworden und hatte mir seine und seines Stammes Hilfe bei meinem Unternehmen gesichert. Ich konnte also mit Gewißheit hoffen, den Wongy unschädlich zu machen und meinen unglücklichen Begleiter befreien zu können, sowie auch, daß mich Merlan bis nach Muang-la begleiten würde. – Das Feuer hatte die Blätter und Äste der Tamarinden verzehrt und leckte nun weiter an dem Stamme, es fand jedoch keine Nahrung mehr an dem grünen Holze und erlosch allmählich. Der Wald sank wieder in die alte Finsternis zurück. Der Mond jedoch stand am Himmel und in seinem bleichen Lichte gewährten die ausgebrannten Mauern einen seltsamen, fesselnden Anblick.

#### ELFTES KAPITEL. DER KAMPF.

Ich erwachte durch ein fernes Geräusch. Es schien, als näherte sich meinem Standorte ein Trupp Leute. Rasch entschlossen sprang ich hinter einen Baum, der mir genügende Deckung bot und spähte den schmalen Fußpfad entlang.

Die Schritte näherten sich. Endlich erschien ein Mann auf dem Platze, sah sich um, trat vor die Brandstelle hin und brach in ein Wutgeheul aus.

Diesem Manne folgte ein zweiter, dritter, vierter und fünfter. In kurzer Zeit waren an dreißig stattliche Männer hier versammelt und aus dreißig Kehlen gellten Racheschwüre durch den Urwald. Zuletzt erschien Merlan.

Jetzt, im hellen Tageslichte, konnte ich ihn besser betrachten, als es mir in der vergangenen Nacht möglich gewesen war. Seine Kleidung unterschied sich in nichts von jener der andern, nur daß sie ganz und reinlich gehalten war. Im übrigen aber fand man den Häuptling sofort heraus. Er war von hoher, schlanker Gestalt und der majestätische Gang, das funkelnde Auge, sowie der stolze Ausdruck des braunen Gesichtes – alles verriet den kühnen Mann.

Augenblicklich aber war das schöne Antlitz von Narben und Wunden entstellt. Das waren die Andenken an den nächtlichen Kampf mit seinen Feinden. – –

Das dunkle Auge flog suchend in die Runde.

Ich erriet, was er wollte, verließ rasch mein Versteck und nun blitzte es freudig über das bronzefarbene Antlitz. Er nahm meine Hand und sagte: »Wie du siehst, habe ich mein Versprechen gehalten.«

»Ich zweifelte nicht an dir. Aber es überrascht mich freudig, daß deine Leute so rasch zur Stelle waren.«

»Meinen Leuten ist ein Wunsch von mir Befehl,« entgegnete er mit stolzem Lächeln. Die Cheren hatten unterdessen einen engen Kreis um uns geschlossen; ihre Blicke ruhten mit einem Gemisch von Neugierde und Bewunderung auf mir.

»Mein Retter,« sagte der Häuptling, auf mich deutend.

Durch die Reihe der Bergbewohner lief ein Gemurmeln der Anerkennung.

»Ihm verdanke ich das Leben und ihr euern Häuptling,« fuhr Merlan fort.

Er suchte mich vor seinen Untergebenen herauszustreichen, und wenn ich diesen urwüchsigen Menschen gegenüber nicht alle Überlegenheit einbüßen wollte, durfte ich ihn daran auch nicht hindern.

Ich sagte also: »Ich danke Gott, daß er mich hiehergeführt und mir die Gnade erwiesen hat, euern Häuptling vom sicheren Tode zu retten.«

Meine Worte fanden kein Echo in ihren Herzen; der Begriff der Gottheit war ihnen fremd.

»Dir gebührt die Ehre und der Dank! Mögest du ewig leben!« riefen sie.

»Es lebe Merlan!« rief ich statt aller Antwort.

»Es lebe Merlan, dem du das Leben gerettet hast!« brauste es durch den Wald.

»Es lebe die Rache! Tod dem Wongy!« schrie Merlan.

»Rache! Rache!« heulte der Chor.

Der Häuptling gebot mit der Hand Stillschweigen. Sofort war alles ruhig.

»Meine tapferen Cheren, hört mich an!« begann er nun. »Ihr wißt, euer Häuptling lebte hier glücklich und zufrieden mit seiner Familie. Da kam ein Wongy, zündete sein Haus an und bedrohte sein Leben. Ohne die Dazwischenkunft dieses mutigen Mannes hier lägen er und sein Weib jetzt als verkohlte Leichen vor euch. Nun sagt, welche Strafe verdient der Wongy für dieses Verbrechen?«

»Den Tod!« riefen die Cheren einstimmig.

»Recht so, meine Wackeren. Den Tod also! Aber höret weiter! Der Wongy beging noch mehr. Er raubte auch den Freund meines Retters und schleppte ihn mit sich in die Gefangenschaft. Welche Strafe steht auf den Raub eines Mannes?«

»Der Tod!« riefen die Cheren wieder.

»Und der Geraubte —?«

»Erhält nebst der Freiheit die Hälfte der Güter des Räubers.«

»Richtig! Aber der Verbrecher freut sich weit von hier seiner Freiheit.«

»Wir verfolgen ihn und nehmen ihn gefangen,« schrien die Männer, entflammt durch die klug berechnende Weise ihres Häuptlings.

»Das ist auch mein Wunsch. Aber der Weg ist weit, der Kampf wird nicht leicht sein und mehr als einer dürfte fallen. Ich bin euer Häuptling und ihr seid meine Untergebenen, ich könnte euch also zwingen, mir zu folgen aber ich will das nicht. Ich mag nur freie Männer um mich haben und keine Sklaven. Tapfere Cheren! Ihr seid mir hieher gefolgt, um mein einst so stattliches Haus in Trümmern zu sehen und das Verbrechen des grausamen Mannes seinem vollen Umfange nach kennen zu lernen. Wer von euch fühlt sich nun bewogen, mit mir zu kommen und mich zu rächen?«

Die Wirkung dieser Worte läßt sich nicht beschreiben. Die Cheren tobten wie besessen, sie verlangten mit Entschiedenheit, zum Kampfe gegen den feindlichen Wongy geführt zu werden und gelobten, lieber zu sterben, als feige umzukehren. Alle wollten ihren Häuptling begleiten.

Merlan gebot von neuem Stillschweigen.

»Meine Tapferen!« fuhr er fort, – »laßt mich euch so nennen, denn ihr habt mir schon zahllose Beweise eures männlichen Mutes gegeben – ihr habt gewählt, wie ich es von euch erwartet habe. Ihr alle verdient euren Namen, und ich bin stolz darauf, euer Häuptling zu sein. Ich zweifle auch gar nicht daran, daß der Sieg unser sein wird, denn wir sind sowohl klug als mutig und überdies will mein edler Retter uns begleiten. Wollen wir ihn nicht bitten, sich an unsere Spitze zu stellen?«

Das kam mir so unerwartet als willkommen. Auch den Cheren schien der Vorschlag nicht zu mißfallen, denn sie stimmten ihm lebhaft zu.

»Hörst du, Herr? Meine Leute wollen dich zum Häuptling haben. Wirst du unsere Bitte erfüllen?« fragte Merlan.

Aus der Art und Weise, in der er mit seinen Untergebenen verkehrte, schloß ich, daß die Redekunst bei ihnen in hohen Ehren stehen müsse. Ich machte mir sein Beispiel zunutze, indem ich den Cheren eine Lobrede hielt, wie sie eine gleiche sicher noch nie gehört hatten. Stürmisch stimmten sie meinen Vorschlägen zu und selbst Merlan überhäufte mich mit Lob.

»Nun, tapfere Cheren, stille! Kommt mit mir und Merlan, um den Verbrecher zu verfolgen,« sagte ich, als sich der Tumult einigermmaßen gelegt hatte.

Ich beschrieb einen Kreis um die Lichtung und fand alsbald die Spuren, die der Wongy hinterlassen hatte. Wir folgten ihnen.

Unterwegs befragte ich den Häuptling über seine Frau. Er konnte mir nur Gutes mitteilen. Er war glücklich mit ihr bei den Freunden angekommen und hatte sie in der liebevollen Obhut der Frauen derselben gelassen.

Ich fragte dann: »Erstreckt sich dieser Wald noch weit?«

»Ja.«

»Dann haben wir noch lange zu wandern?«

»Bis die Sonne die Hälfte ihres Weges zurückgelegt haben wird.«

»Also bis Mittag. Und wohin kommen wir dann?«

»Das Tal wird jetzt immer noch schmaler. Du kannst das nur nicht sehen, Herr, weil du dich mitten im dichten Walde befindest. Aber wenn du auf dem Gipfel des Berges ständest, läge es deutlich vor dir. Endlich wird es so schmal, daß sich der Fluß nur mehr mit Mühe durchwinden kann. Der Wanderer muß sich dicht an den Abhang der Berge halten, wenn er es nicht vorzieht, sie zu erklimmen, um über ihren Rücken hinweg seine Reise fortzusetzen.«

»Sind die Gipfel bewaldet?«

»Nur zum Teil. Meistens sind sie mit grünen Wiesen und Feldern bedeckt, auf welchen die Cheren anbauen, was ihnen zum Leben nötig ist.«

»Befindet sich Muang-la weit von hier?«

»Ich war ein einziges Mal dort und brauchte dreizehn Tage zu meiner Reise. Der Weg ist schlecht und zur Regenzeit fast ungangbar.«

»Sind die Einwohner von Muang-la reich?«

»Sehr reich.«

»Halten sie auch Elefanten?«

»Einige tun das, aber es sind ihrer nicht viele. Du weißt wohl, die Chinesen sind feig und lieben darum diese riesigen Tiere nicht. Sie fürchten sich vor ihnen. In meinem Hause, das nun in Asche liegt, hingen die Zöpfe von sechs Chinesen, die ich im Kampfe überwunden habe. Vier davon leben nicht mehr. Zwei ließ ich gegen ein reiches Lösegeld frei, schnitt ihnen aber vorher ihre Zöpfe ab. Wie sie heulten und mir Geld boten, daß ich ihnen nur ihre Haare lassen sollte!«

»Hast du zu Muang-la Elefanten gesehen?«

»Ich sagte dir ja schon, nur wenige.«

»Befand sich unter diesen nicht auch ein weißer?«

»Ein Senmeng?« rief Merlan erstaunt.

»Ja.«

»Wie kommst du darauf, Herr? Ein Senmeng gehört in den Tempel zur öffentlichen Verehrung.«

»In Muang-la befindet sich ein weißer Elefant, darauf kannst du dich verlassen.«

»Wenn es wirklich so wäre, Mendun-Men würde gewiß nicht zögern mit den Chinesen Krieg zu beginnen, um sie zu zwingen, ihm das heilige Tier zu geben. Wir Cheren würden ihm sofort helfen und er müßte siegen über die feige Rasse. Herr, wir Cheren lieben die Freiheit und erkennen keine Oberhoheit über uns an. Wir wollen nichts zu tun haben mit dem Herrscher in Amarapura, aber wenn es sich darum handelt, das heilige Tier zu befreien, verbinden wir uns sofort mit ihm, ist doch der Senmeng ein göttliches Tier.«

»Und wenn ich nun dich bäte, mit mir gemeinschaftliche Sache zu machen?«

»Herr!«

»Nun, was ist?«

»Dein Gewand ist ärmlich und hat von der Reise gelitten, aber deine Waffen sind kostbar und du scheinst mir weit eher zum Befehlen als zum Gehorchen geboren zu sein.«

»Ich gehorche nur einem Herrn und das ist Gott.«

»Auch deine Gesichtszüge sagen mir, daß du nicht zu dem Volke gehörst, das in unseren Bergen wohnt. Bist du vielleicht ein Wongy und hieher gesandt worden, uns aufzufordern, an der Befreiung des Senmeng teilzunehmen?«

Der Häuptling hatte den Hauptzweck meiner Reise aus meinen Fragen erraten.

»Ich bin kein Wongy,« entgegnete ich, »überhaupt kein Untergebener Mendun-Mens. Ich sagte dir schon, daß ich außer Gott keinen Herrn über mir anerkenne.«

Merlan stimmte mir zu. »Herr, du hast recht. Ich will auch weit lieber ein freier Cherenhäuptling sein, als der erste Diener am Hofe Mendun-Mens.«

»Allerdings, aber es ist meine Absicht, den Senmeng von Muang-la zu befreien,« fuhr ich fort.

»Ah!« rief Merlan.

»Der Senmeng von Amarapura ist tot.«

Diese Worte erfüllten Merlan mit tiefem Entsetzen. »Tot? Unglücklicher Mendun-Men!«

»Mendun-Men ist auch sehr erregt und will seinen Zorn über einen Freund von mir ausschütten, den Vater des Jünglings, den der Wongy Pagan gefangen genommen hat. Wenn es mir nicht gelingt, dem Kaiser in kurzer Zeit einen neuen Schutzgeist zu verschaffen, muß mein Freund sterben. Ich bin deshalb auf dem Wege nach Muang-la, um das heilige Tier zu kaufen.«

»Muang-la ist nicht weit. Wenn du Geld hast, kannst du es leicht kaufen.«

»An Geld fehlt es mir nicht, aber ich fürchte einen mächtigen Mitbewerber.«

»Wer ist dieser Mann?«

»Der Wongy, der dich töten wollte. Er trachtet Muang-la vor mir zu erreichen, um den weißen Elefanten für sich zu kaufen. Um sich an dem Tode meines Freundes weiden zu können und mir meine Pläne zu verderben, ist er mir gefolgt, hat meinen Begleiter gefangen genommen und raubte ihm sein Geld.«

Über das Gesicht des Häuptlings blitzte es verständnisvoll. »Ja, nun begreife ich alles,« sagte er, bebend vor Zorn. »Aber fürchte nichts von deinem Feinde. Morgen schon darf er nicht mehr unter den Lebenden sein. Merlan wird dich auch nicht verlassen, bis er dich im Besitze des heiligen Elefanten weiß.«

Von nun an verfolgten wir still unseren Weg.

Nach zwei Stunden erreichten wir den Ort, wo unsere Feinde gelagert hatten. Wir fanden dort auch einige kleine Gegenstände, die Merlan als sein Eigentum erkannte. Die Spuren, die sich vom Lager weg weiter verfolgen ließen, waren noch ganz frisch.

Der Vorsprung war nicht groß und wir durften hoffen, ihn bald zu erreichen. Mit angehaltenem Atem folgten wir der Spur.

Zuerst aber hatte ich noch einen kleinen Streit mit dem Häuptling, der den Feind durchaus sofort stellen und bis auf den letzten Mann niedermachen wollte. Ich dagegen war dafür, ihn zu umschleichen und mit List gefangen zu nehmen; denn Merlans Vorschlag hätte Meharamen in eine schwere Gefahr gebracht. Ich fürchte auch, daß ein offener Kampf zu viel Cheren das Leben kosten würde – das war mein letztes Argument, welches auch endlich den Häuptling überzeugte. Mutwillig wollte er seine Leute nicht in schwere Gefahr bringen. Er fügte sich deshalb meinen Vorschlägen und bat mich sogar, die Sache nach meinem Gutdünken zu leiten.

Gegen Mittag hielten wir eine kleine Rast. Die Cheren hatten sich mit Lebensmitteln zur Genüge versehen. Da kam sowohl Fleisch zum Vorschein, als Reis, der bereits in Wasser gekocht. Wir speisten behaglich und dann ging es weiter.

Der Wald wurde lichter, das Tal aber schmaler.

Ich hörte bereits das Rauschen des Flusses. Mit Mühe hatte sich der Fluß durch diese schmale Schlucht ein Bett gegraben. Nur ein schmaler Pfad war an dem Fuße der Berge frei für den Wanderer, sonst spülten die Wellen hart an denselben vorüber.

Unweit des Waldsaumes beschrieb das Tal eine scharfe Biegung; der Häuptling sagte mir jedoch, daß es sich noch stundenlang so hinziehe.

Soweit ich das Tal übersehen konnte, war es leer. Der Wongy mußte also die Biegung schon hinter sich haben, wenn er es nicht vorgezogen hatte, den Höhenzug zu ersteigen und über dessen Kamm hinweg seine Reise fortzusetzen.

»Ich werde jetzt einmal schauen, ob ich den Feind irgendwo entdecke,« sagte ich zu Merlan.

»Ganz allein? Begibst du dich dadurch nicht in eine zu große Gefahr?«

»Habe keine Angst, Merlan! Er wird mich nicht sehen.«

»Wie willst du es denn anstellen, ihn zu sehen, ohne daß das gleiche bei ihm der Fall ist?«

»Auch ich werde ihn nicht sehen.«

»Nun, wie willst du dann wissen, wohin er gegangen ist?«

»Ich folge der Spur, die er hinterlassen hat.«

»Ich glaube nicht, daß er hier eine hinterlassen hat; ich sehe wenigstens nichts davon. Aber ich sehe wohl, daß du viel mehr weißt und kannst als ich. Handle also nach deinem Gefallen.«

Ich verließ den Wald. Mit Leichtigkeit fand ich die Spur in dem feuchten Boden wieder. Der Sand, welchen der Fluß reichlich hierhergespült hatte, hatte die Abdrücke wohl behalten. Dann

fand ich auch zwei nackte Füße dem Boden eingeprägt, die gewiß Meharamen angehörten.

Ich beugte mich nieder, die Abdrücke mit Genauigkeit zu prüfen und fand, daß die Wanderer erst vor wenigen Minuten hier vorübergekommen sein mußten. Unter anderem sagte mir dies auch der Umstand, daß mehrere Blutstropfen, welche offenbar die nackten wundgetretenen Füße hinterlassen hatten, noch nicht vollständig von dem Boden aufgesaugt worden waren.

Das gab mir zu denken. Die Biegung, welche das Tal machte, war einen guten Kilometer weit von dem Orte entfernt, wo ich mich eben befand.

Wenn sie also den Fußpfad dem Flusse entlang verfolgt hätten, hätte ich sie notwendigerweise sehen müssen. Aber das Tal war leer. Sie mußten sich also hinter den Bäumen verborgen haben, die sich den Abhang hinaufzogen.

Ich sah die Birmanen nicht, wohl aber konnte der Fall sein, daß sie mich sahen. Vielleicht hatten sie mich gar schon belauert und nahmen mich von ihrem Versteck aus aufs Korn. Ich wandte mich rasch, um zu meinen Begleitern zurückzukehren, als ich plötzlich einen mir nur zu wohlbekannten pfeifenden Ton vernahm. Instinktmäßig warf ich mich auf die Erde nieder. Der Pfeil sauste durch die Luft und fiel unweit von mir zu Boden. Gleichzeitig hörte ich den schwachen Knall eines Revolvers, doch die Kugel verlor sich im Walde.

Da galt es, keinen Augenblick zu zögern. Ich riß das Gewehr von der Schulter und gab rasch hintereinander dreimal Feuer nach der Richtung, aus welcher der Pfeil geflogen war. Ein dumpfes Schreckensgeschrei, untermischt mit Schmerzensrufen, kam als Antwort zurück. Ich hatte offenbar einen von den Feinden verwundet und der Umstand, daß ich mit einem und demselben Gewehre so oftmal hintereinander feuern konnte, jagte ihnen Angst ein.

Auf den Knall der Feuerwaffe hin drangen die Cheren schreiend aus dem Walde.

»Blutrache!« heulten sie. »Rache für Merlan!«

»Ich bitte euch, schont meinen Freund! Und nun vorwärts, auf den Feind los!« feuerte ich sie an. Ich drang, mit dem Revolver in der Hand, in den Wald ein, in dem sich die Feinde verborgen hielten. Die Cheren folgten mir, wie besessen heulend. Ich war zum äußersten entschlossen, wenn es sein mußte, obwohl ich im stillen wünschte, die Feinde möchten entfliehen und mir Meharamen unbeschädigt zurücklassen.

Doch vorläufig war von ihnen nichts zu sehen noch zu hören. Entweder hatten sie wirklich die Flucht ergriffen oder aber, sie hatten sich schlau ein Versteck gewählt, aus dem sie uns zu überfallen beabsichtigten.

Schon nach wenigen Minuten wurde ich mir über diese Frage klar.

Als erster erreichte ich eine kleine Fläche, die offenbar zu einem Lagerplatz hätte umgeschaffen werden sollen, wie die bunt durcheinander liegenden Kleidungsstücke und Lebensmittel, sowie das zum Feuer bereit gelegte Holz bewiesen. Zwischen diesen Gegenständen aber lagen drei menschliche Gestalten, die förmlich im Blute schwammen – zwei von ihnen waren Birmanen, die durch meine Hand gefallen waren, der dritte aber mein unglücklicher Freund, der fest gefesselt dalag, einen scharfen Dolch in der Brust. Die Elenden hatten ihn kalten Blutes ermordet, als sie die Unmöglichkeit einsahen, ihn weiter mit sich schleppen zu können.

»Der Gefangene!« rief der Häuptling, ihn erblickend. »Bleibe hier bei ihm, mein Freund, und sieh, ob noch Leben in ihm ist. Ich verfolge unterdessen die Mörder.« Und damit verschwand er auch schon in der Dunkelheit des Waldes mit samt seinen Leuten. Sein Rat war gut. Ich kniete bei Meharamen nieder, um wenn möglich, das stockende Leben in ihm zurückzuhalten. War er tot, so war ich entschlossen, den feigen Mörder zu verfolgen.

Ich untersuchte den Freund. Das Auge war erloschen, die Stirne kalt, aus der Brust sickerte noch das warme Blut. Ich legte das Ohr an seine Lippen, aber kein noch so leiser Atemzug hob dieselben. Ich beugte mich über die Brust. Es schien mir, als schlage sein Herz noch schwach.

Vorsichtig zog ich den Dolch aus der Wunde und entfernte die Kleidung des Ärmsten, um ihn verbinden zu können. Hätte ich nur ein bißchen Wasser gehabt! Der Fluß war nahe, aber wie sollte ich es hierher bringen? Meist Blick irrte eine Weile unschlüssig umher und fiel dann auf den kostbaren Mantel des Wongy, neben dem Meharamens lederne Börse lag. Hastig ergriff ich diese und schüttete den Inhalt aus. Ein Regen von Gold ergoß sich über den grünen Boden. Doch jetzt achtete ich dieses Geldes nicht; ich nahm die leere Börse, eilte zum Fluß hinunter, füllte sie mit Wasser und erstieg den Hügel wieder.

Schon nach zwei Minuten befand ich mich wieder auf der Lichtung, keuchend und schwitzend.

Der Verwundete lag noch an der alten Stelle, aber dort neben ihm – was sah ich? Ein Mann bückte sich und sammelte in gieriger Hast die in dem Gras verstreuten Goldstücke auf. Er war nur halb bekleidet und trug ein kostbares Barett auf dem grauen Kopfe . . .

Jetzt erhob er sich, von meinen Schritten aufgeschreckt. Ich blickte in ein von Zorn entstelltes Gesicht, in zwei wildfunkelnde Augen – der Wongy! Die Cheren suchten ihn Gott weiß wo, und er war auf den Lagerplatz zurückgekehrt.

Bei meinem Anblicke brach er in ein wildes Wutgeheul aus und fuhr mit der Hand an den Gürtel. Ich sah einen Revolver in seiner Hand blitzen, aber gleichzeitig krachte auch der meine. Unsere Kugeln kreuzten sich. Die seine flog unschädlich an mir vorüber, ich aber hatte besser gezielt, wie mir der Schmerzensruf bewies, mit dem er die Waffe zur Erde gleiten ließ. Er drehte sich um und verschwand zwischen den Bäumen.

Ich wusch dann die Wunde meines Freundes sorgfältig aus und verband sie. Den Mantel des Mörders rollte ich zusammen und schob ihn unter den Kopf des Unglücklichen, nachdem ich noch seine Lippen mit etwas Wasser befeuchtet hatte.

Nachdem ich das Wasser ausgeschüttet hatte, das sich noch in der Börse befunden, sammelte ich das über die Erde verstreute Gold wieder auf. Es waren lauter Guineen. Der Wongy mußte nur wenige davon errafft haben, denn die Börse war noch fast voll und die Summe hinreichend, um mir den Anlauf des Senmeng zu ermöglichen.

Ich schob die Börse in meine Tasche und dann ließ ich mich neben meinem Reisegefährten nieder und erwartete die Rückkehr der Cheren.

Ich brauchte nicht gar lange zu warten. Noch war die Sonnenlicht hinter den Bergen verschwunden, da erschienen sie. Auf dem Antlitze des Häuptlings lagerte eine tiefe Mißstimmung, die mich sofort erkennen ließ, daß ihm sein Feind entkommen war.

»Lebt dein Freund?« war das erste Wort, das Merlan an mich richtete.

»Vorläufig lebt er noch, aber seine Wunde ist schwer und kann jeden Augenblick den Tod herbeiführen. – Doch, der Wongy – hast du ihn getötet?«

»Der Elende ist mir leider entwischt. Drei von seinen Leuten habe ich getötet. Zwei sehe ich hier als Leichen. Er selbst entfloh mit drei anderen.«

Auf meine Erzählung hin, daß der Wongy hier gewesen sei, stieß Merlan einen wilden Ruf aus.

»O, der Schurke! Ich hätte ihn nicht für so schlau gehalten. Du verwundetest ihn, Herr?«

»Ja! Sein Arm muß schwer verletzt sein.«

»Hättest du ihn doch getötet!«

»Wäre es mir nicht um meinen Freund gewesen, so hätte ich ihn verfolgt und gefangen genommen. Aber ich durfte den Armen nicht verlassen.«

»Welche Richtung hat er genommen?«

Ich bezeichnete sie ihm und er ließ es sich nicht verdrießen, sich mit seinen Leuten nochmals auf die Suche zu begeben. Die ganze Nacht blieben sie aus.

Erst gegen Mittag kehrten sie unverrichteter Sache zurück.

### ZWÖLFTES KAPITEL. PAGANS GEHEIMNIS.

Schon waren mehrere Tage vergangen und wir befanden uns noch immer auf der Lichtung an den Ufern des Bamo-Nam-Tapug. Es war nicht möglich, den Verwundeten von hier fortzuschaffen. Der Cherenhäuptling aber wollte nichts davon wissen, mich mit ihm allein zu lassen. Seine Leute lagerten im Walde, der ihnen Nahrung an Fleisch und Früchten zur Genüge bot und ich weilte mit Merlan an dem dürftigen Lager Meharamens. Seine Wunde begann zu heilen, doch das Wundfieber tobte noch immer mit der alten Gewalt in dem matten Körper.

Der Verwundete raste oft förmlich, so daß ich und der Häuptling alle Mühe hatten, ihn auf seinem Lager festzuhalten. Sein Gesicht glühte, die Pulse jagten. Ich fürchtete das Wundfieber würde in Typhus übergehen, in welchem Falle ich ihn verloren gegeben hätte. Ein Glück war es, daß ich Chinin bei mir führte, welches die Wut des Fiebers doch etwas dämpfte.

Am vierten Tage brachten zwei Cheren, die zur Jagd in die Berge gegangen waren, einen Gefangenen nach dem Lager. Er hatte ein Bein gebrochen und trug keinerlei Waffen bei sich. Deshalb war ihm weder Flucht noch Verteidigung möglich gewesen und die beiden Männer hatten sich seiner im tiefen Walde ohne jeden Widerstand seinerseits bemächtigt.

Auf die Nachricht von dieser Gefangennahme hin verfügten der Häuptling und ich uns in das Lager.

Der Verwundete schlief eben ruhig, dank einer guten Dosis Chinin.

Der Gefangene war ein Mann in den Vierzigern, in schmutziger, zerrissener Kleidung und mit einem Gesichte, das mir nicht gefallen wollte. Er schien durch den langen Aufenthalt im Walde nicht wenig gelitten zu haben.

Merlan wählte sich einen Thron in Gestalt eines vom Sturme gestürzten Baumes und ich setzte mich an seine Seite; die Cheren schlossen einen Halbkreis um uns, den Gefangenen in ihrer Mitte haltend.

Der Häuptling betrachtete ihn von oben bis unten, dann fragte er: »Wer bist du? Mir ist es, als hätte ich dich schon einmal gesehen.«

»Ich verlange, daß du mich sofort wieder in Freiheit setzt. Ich wurde ungerechterweise gefangen genommen,« lautete die trotzig-e Antwort. Die Stimme kam mir bekannt vor, ja, ich hätte sie unter Tausenden herausgefunden.

Der Häuptling lächelte spöttisch. »Antworte auf meine Fragen. Anderes hast du hier noch nichts zu reden.«

»Ich will die Freiheit,« beharrte der Gefangene.

»Du wirst sie erhalten, sobald ich mich überzeugt habe, daß du ihrer würdig bist.«

»Du hast kein Recht, dich zu meinem Richter aufzuwerfen,« entgegnete der andere stolz.

Merlan sprang in die Höhe. »Du bist jetzt in meiner Gewalt. Antworte mir, was ich dich fragen werde, wenn du nicht willst, daß dich Merlan den wilden Tieren zum Frasse vorwerfe, wenn sie sich überhaupt herablassen, das ekelhafte Fleisch eines ehrlosen Feiglings zu fressen.«

Der Häuptling schien noch zu wachsen, seine Augen sprühten und sein Antlitz trug den Ausdruck männlichen Stolzes. In diesem Augenblicke war er sich seiner Würde vollbewußt.

Seine stolze Hoheit schien selbst dem Gefangenen zu imponieren. »Vergib mir! Ich wußte nicht, daß ich den berühmten Merlan vor mir hatte, den Häuptling der tapferen Cheren. Merlan, dem Könige des Landes, will ich gerne Rede stehen.«

Der Mann war offenbar nicht ohne Schlauheit. Er änderte klug seine Taktik, und suchte nun den Häuptling durch süße Schmeichelworte zu gewinnen. Und wirklich erreichte er wenigstens zum Teil seine Absicht. Merlan war ja ein Mann von großen Talenten, aber immerhin ein Halbwilder. Die Lobeserhebungen, der Hinweis auf seinen Ruhm bereitete ihm kein geringes Vergnügen. Er nahm die Schmeichelei für bares Gold.

»Gut denn! Wie heißest du?« setzte er das Verhör in bedeutend milderem Tone fort.

»Mantaragyi.«

»Dann hast du einen berühmten Namen. Woher kommst du?«

»Ich bin ein Shan aus Madeya.«

»Wie viele Shan wohnen wohl zu Madeya?« mischte ich mich hier in das Verhör.

Der Gefangene warf mir einen zornsprühenden Blick zu. »Die Anzahl der Shan, welche zu Madeya wohnen, beträgt hundertmal hundert,« sagte er.

»Zehntausend also – in einer Stadt von fünfzigtausend Einwohnern?« fragte ich ironisch.

»Herr, ich bin ein Shan und wohne zu Madeya, deshalb muß ich das besser wissen als du.«

Ich tat, als überzeugten mich diese Worte. »Da du es sagst, wird es wohl auch so sein.«

»Ich spreche stets die Wahrheit,« lautete die stolze Antwort.

»Wie kommst du hierher?« war Merlans nächste Frage.

»Ich bin auf der Reise nach Latha begriffen.«

»Latha – in China?«

»An der chinesischen Grenze. Ich war gut bewaffnet und hatte eine Menge Waren bei mir, die ich bei den Chinesen mit Vorteil loszuschlagen hoffte.«

»Ganz allein hast du diese Reise unternommen?« fragte ich.

»Ja, allein – warum auch nicht? Ich bin klug und mutig,« erwiderte er beleidigt.

»Daran zweifle ich nicht. Aber wer trug dir deine Waren?«

»Das tat ich selbst,« entgegnete er doch etwas verlegen.

»Wie kommt es, daß du jetzt unbewaffnet und deiner Waren beraubt bist?« fragte der Häuptling.

»Ein schweres Mißgeschick betraf mich. Vier Tage mag es her sein, da begegneten mir mehrere Männer, die mich sofort anfielen und sich meiner Waffen und Habe bemächtigten.«

»Beschreibe sie mir.«

»Ihr Befehlshaber schien ein Wongy zu sein.«

»Ah! Alt?« fragte der Häuptling aufgeregt.

»Ja, er hatte bereits weiße Haare.«

»Er ist es,« stieß Merlan wild hervor. »Er und immer wieder er!«

»Warum hast du dich nicht verteidigt?« wandte ich mich an den Gefangenen.

»Ich tat es – ja, ich kämpfte tapfer,« versicherte er.

»Du lügst!« Scharf und entschieden schleuderte ich ihm diese Beschuldigung in das Gesicht.

Er beharrte auf seiner Lüge, wagte es jedoch nicht, mir in das Gesicht zu blicken: »Ich sprach die Wahrheit.«

»Wie viele Feinde hast du getötet?«

»Es waren derer so viele« – erwiderte er zögernd.

»Vier,« sagte ich spöttisch.

»Aber ich war allein.«

»Immerhin, du warst bewaffnet. Du mußt dich also verteidigen und den Feind zersprengen, oder dich wenigstens erst nach heldenhaftem Kampfe zurückziehen. Nun, wo sind denn die Spuren dieses Kampfes, die Wunden, die Schrammen? Du hast ein

Bein gebrochen, das ist wahr, aber das ist gewiß kein Beweis einer rühmlichen Verteidigung.«

In Verlegenheit gesetzt, antwortete der Gefangene nicht sogleich, aber endlich ermannte er sich: »Ich wurde aus dem Hintergrunde überfallen.«

»Vorhin sagtest du, daß du den Räubern begegnet seiest und dich tapfer gewehrt hättest.«

Meine Art und Weise gefiel dem Menschen offenbar immer weniger. Er richtete sich in die Höhe und aus seinen Augen schoß ein Blick tödlichen Hasses zu mir herüber: »Du bist nicht der Häuptling der Cheren. Mit welchem Rechte also mischest du dich in unser Gespräch?«

»Weil ich dich wohl kenne, Schurke!«

Er erbleichte: »Du kennst mich?«

»Du kennst ihn?« rief auch der erstaunte Merlan.

»Ja. Er ist der Vertraute des Wongy und übt auf diesen einen großen, aber schlimmen Einfluß aus.«

»Du lügst!« heulte in Todesangst der Gefangene.

Merlan sprang in die Höhe, alles in ihm war in Aufruhr geraten.

»Herr, was sagtest du?«

»Daß dieser Mann der Vertraute des Verräters ist.«

»Darum, darum schien es mir, als müsse ich ihn schon einmal gesehen haben. Aber er behauptet das Gegenteil.«

»Ja, ich leugne, leugne alles,« schrie der Mordbrenner.

»Du hörst, er leugnet.«

»Natürlich! Meinst du, er wäre so albern, freiwillig einzugestehen, daß er zu den Unmenschen gehört, die dein Haus in Brand steckten und dich dem Feuertode weihten? Überlaß ihn mir, mein Freund, und ich verspreche dir, ihm ein Geständnis zu entreißen.«

»Er ist dein. Verfahre mit ihm, wie es dir gutdünkt,« riefen die Cheren einstimmig.

»Dank,« entgegnete ich. Dann fuhr ich fort, mich an den Gefangenen wendend: »Beharrst du auf deiner Aussage, ein Shan zu sein?«

»Ja, ja und tausendmal ja! Was ich sagte, ist wahr.«

»Schon gut! Die Peitsche wird dich bald zwingen, die Wahrheit zu gestehen.«

»Du willst mir die Peitsche geben?« rief er aufs höchste erschreckt.

Ich gab ihm keine Antwort mehr, sondern befahl zwei Cheren, ihn mit dem Gesichte nach unten auf die Erde zu legen. Sie gehorchten, obwohl er einigen Widerstand versuchte und in ein aus Wut und Angst gemischtes Geheul ausbrach.

»Wer von euch hat eine gute Peitsche?« erkundigte ich mich dann bei den Cheren.

»Ich besitze eine sehr gute,« sagte einer, ein robuster Mann, und trat vor.

»Willst du mir die Mühe abnehmen, diesen Verbrecher zu peitschen?«

»Sehr gerne!« versicherte der Mann und sein ganzes Gesicht lachte vor Freude. »Wieviel Hiebe soll ich ihm geben?«

»Hundertmal hundert,« erwiderte sich so ernsthaft als möglich; ich erreichte auch meine Absicht, dem Gefangenen mit dieser ungeheueren Zahl Entsetzen einzujagen.

»Zehntausend! Barmherzigkeit! Ich bin tot! Ich bin tot!« kreischte der Pseudoshan ganz außer sich.

»Herr, du bist ein Mann nach meinem Herzen,« rief der moderne Herkules vergnügt. »Keine größere Freude könntest du mir machen, als mit dem Auftrage, dieser Bestie zehntausend Hiebe verabreichen zu dürfen.«

»Hilfe! Hilfe! Gnade!« schrie der Gefangene von neuem.

»Du sollst begnadigt werden, wenn du die Wahrheit eingestehst,« erwiderte ich.

»Ich habe nicht gelogen.«

»Eins!« befahl ich.

Der Herkules ließ die Peitsche durch die Lust sausen und dann mit aller Wucht auf den Rücken des Unglücklichen niederfallen.

Der gefesselte Schurke stieß einen Schmerzensschrei aus.

»Zwei!«

Ein neuer Schlag und ein neuer Schrei, diesmal jedoch kein Schmerzensruf. Der Gepeitschte heulte vielmehr mit aller Kraft seiner Lunge: »Genug, genug! Ich sage alles, alles, alles!«

Ich befahl dem Cheren, einzuhalten; er gehorchte, wenn auch sichtlich ungerne.

»Wer bist du?« fragte ich nun abermals den Gefangenen.

»Ein Einwohner von Amarapura.«

»In wessen Diensten stehst du?«

»Wirst du mich auch nicht töten?«

»Wenn du nicht lügst, gewiß nicht. Ich werde dann sogar bei Merlan Fürsprache für dich einlegen.«

»Merlan fürchte ich nicht, sondern dich,« entgegnete der Tor, nicht ahnend, daß er von mir nichts, alles aber von Merlan zu fürchten hatte.

»Ich – mein Ehrenwort darauf – schenke dir das Leben.«

»Nun bin ich beruhigt. Mein Herr ist der Wongy Pagan.«

»Ich wußte es.«

»So? Und es ist dir nicht besonders angenehm, nicht wahr?« sagte er höhnisch. »Pagan ist ja dein Feind und hat deinen Freund und Gefährten getötet. Binnen kurzem wird auch der weiße Elefant ihm gehören und du bist unterlegen – und ich freue mich dessen.«

Der Häuptling wollte sprechen, aber ich, fürchtend, daß er mir mein Spiel verderben könne, gab ihm rasch ein Zeichen. Dann wandte ich mich wieder zu dem Gefangenen: »Nur gemacht! Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Doch nun antworte mir: Welcher Art ist das Geheimnis, das dir eine solche Macht über deinen Herrn gibt?«

»Was sagst du?« rief er erbleichend.

»Ich will, daß du mir dieses Geheimnis nennst.«

»Ich . . . ich,« stammelte er, bebend vor Furcht, »ich weiß nicht, was du meinst.«

»Denke an das Gespräch, das du mit deinem Herrn unter einem Feigenbaum führtest in jener Nacht, in welcher der Häuptling von Bamo von euch befreit wurde.«

»Ich werde dir nicht weiter antworten.«

»In einigen Minuten wirst du anders sprechen.«

»Niemals!«

»Pah! Drei!« befahl ich dem Cheren, welcher, die Peitsche noch in der Hand, unschlüssig neben mir stand.

Die Züge des birmanischen Stockmeisters verzerrten sich in wilder Freude. Er hob den Arm.

Ein Zischen, ein Schlag – ein wilder Schrei.

»Vier – fünf – sechs – sieben – acht –«

Nach jedem Hieb wurde das Geheul des Gemarterten stärker. Er flehte um Gnade, doch kein Wort fiel, daß er gestehen wolle.

Endlich nach dem neunten Schlag konnte er es nicht mehr aushalten.

»Ich sage alles, alles!« wimmerte er.

»Genug!« befahl ich.

Ich ließ den Verbrecher wieder auf den Rücken legen, damit ich ihm bei seinem Geständnis ins Gesicht sehen konnte. Ein tödlicher Haß glühte in seinen Augen.

»Nun sprich!« befahl ich.

»Der Wongy hat gestohlen.«

»Was?«

»Hunderttausend Taël.«

»Wo?«

»Im Tempel des Buddha.«

»Und wo ist dieses Geld?«

»Er trägt es bei sich.«

»Welchen Weg hat er eingeschlagen?«

»Er kehrte nach Amarapura zurück.«

Sollte das die Wahrheit sein? Ich hatte das Gesicht des Mannes, während er gesprochen, scharf beobachtet, aber er hielt die Lider halb gesenkt, so daß ich ihm nicht ins Auge schauen konnte. Doch ein spöttisches Lächeln, das bei der letzten Antwort schattengleich um seine blassen Lippen gehuscht, machte mich stutzig.

Ich befahl den zwei Cheren, ihn wieder auf das Gesicht zu legen; sie gehorchten sofort.

»Zehn!« sagte ich dann zu dem von mir ernannten Stockmeister, und der lügnerische Schurke erhielt den zehnten Peitschenhieb.

»Hilfe! Warum mißhandelst du mich?« schrie er voll Zorn.

»Weil du mich belogen hast.«

»Ich sagte die Wahrheit.«

»Elf!«

»Genug! Genug! Ich sagte die Wahrheit!«

»Zwölf – dreizehn – vierzehn! –«

»Genug, genug! Dir ist nichts verborgen. Ich werde nicht mehr lügen,« heulte der Elende in unsäglicher Angst.

»Ich will nichts mehr hören. Du hast mich so oft getäuscht, daß ich dir nichts mehr glaube. Nur weiter bis zehntausend. Fünfzehn!« entgegnete ich, entschlossen, dem Verbrecher jetzt ein Geständnis durch Schmerz zu entreißen.

»Du mußt mich anhören. Der Wongy ... «

»Sechzehn!«

»Gnade! Der Wongy hat den weißen Elefanten durch Gift getötet.«

Ein Schrei der Entrüstung ging durch die Zuhörer. Der Wongy hatte den Schutzgeist des Kaisers ermordet, das war nach den Begriffen des Landes ein sehr schweres Verbrechen ...

Diese Enthüllung schien mir glaubwürdig. Sie stimmte mit dem elenden Charakter des Wongy und seinem unversöhnlichen

Haß gegen den unglücklichen Mangvé-Mengyi überein und war dem Munde des Mitschuldigen in einem Augenblick des höchsten Schmerzes entflohen.

»Halt!« sagte ich zu dem Cheren. »Ich habe erreicht, was ich wollte. Es ist genug!«

Der Gefangene atmete tief auf. »Endlich!« seufzte er.

»Ja, endlich hast du deine Schlechtigkeit in ihrem vollen Umfange enthüllt,« sagte Merlan ernst.

»Ich kenne dich nun. Du bist einer von den Elenden, die mein Haus in Brand steckten und mich und mein Weib dem grausamsten Tode überliefern wollten. Noch mehr! Du hast dich auch an der Ermordung des Senmeng beteiligt und schweres Unglück über unser Land herabgerufen. Ich, der Häuptling der Cheren, spreche dir dafür dein Urteil. Es lautet: Tod!«

»Gnade, mächtiger Häuptling!« flehte der Elende in Todesangst.

Und nun geschah etwas Gräßliches. In einem Einfall unbezähmbaren Zornes zückte der Häuptling sein Messer und stieß es, ehe es jemand hindern konnte, in die Brust des Unglücklichen; der blutende Körper zuckte einen Augenblick konvulsivisch, dann war alles vorüber . . .

Ich entfernte mich erschüttert von dem Orte des Strafgerichtes . . .

### DREIZEHNTE KAPITEL. BLUTSBRUDERSCHAFT.

Bereits waren elf Tage vergangen, seitdem der Wongy den Mordanschlag auf meinen unglücklichen Freund ausgeführt hatte. Schon waren zweiundzwanzig Tage seit unserer Abreise von der Hauptstadt verflossen und es blieben mir noch knapp vierunddreißig, in der mein Werk zu beenden ich nur hoffen durfte, wenn es mir gelang, mit größter Schnelligkeit zu handeln und jedes Hindernis, das sich mir in den Weg stellen wollte, zu vermeiden.

Am elften Tage konnte ich endlich Meharamen außer Gefahr erklären und, da er bei Bewußtsein war, einige Worte mit ihm sprechen. Natürlich sagte ich ihm nicht, wie lange er im Fieber zugebracht hatte, sondern ließ ihm den beruhigenden Glauben, daß er erst vor wenigen Stunden verwundet worden sei. Ich empfahl ihm, sich nicht zu sorgen und zu grämen. Er mußte mir versprechen, geduldig zu sein und sich vor meiner Rückkehr nicht von hier zu entfernen.

Kurz erzählte er mir, wie er an dem Tage, an dem er gefangen genommen worden, im Gebüsch den Knall meiner Flinte gehört und, mich in Gefahr wähnend, unvorsichtigerweise sein Versteck verlassen habe, um mir zu Hilfe zu eilen. Kaum war er herausgetreten, hatten ihn die Feinde auch schon erblickt und überwältigt. Während seiner Gefangenschaft hatte er unsäglich gelitten . . .

Von dem ungeheueren Blutverlust waren seine Kräfte erschöpft, sie hielten der Anstrengung des Redens nicht stand. Er sank wieder in den früheren lethargischen Schlaf.

Ich rüstete mich nun zur Weiterreise. Merlan bestand darauf, mich bis Muang-la zu begleiten. Er beabsichtigte, die eine Hälfte seiner Leute als Wache bei dem Verwundeten zurückzulassen, die andere sollte mit uns gehen.

Ich ließ mir von dem Häuptling die Männer nennen, die zurückblieben und gab ihnen die nötigen Anweisungen und Medikamente. Sie versprachen mir alles und versicherten, daß zwei von ihnen stets an Meharamens Seite bleiben würden.

Über diesen Punkt war ich also beruhigt.

Der Häuptling machte sich nun auch fertig. Er wählte die verläßlichsten und am besten bewaffneten seiner Leute und versah sie reich mit Fleisch, Reis, Tee und dergleichen. Gegen Mittag des elften Tages brachen wir auf.

»Kennst du den Weg nach Muang-la genau?« fragte ich Merlan.

»Ja. Ich sagte dir ja schon, daß ich bereits einmal dort war. Übrigens genügt es auch, daß wir dem Flusse nachgehen.«

»Wann glaubst du, daß wir den Ort erreichen?«

»Wenn wir schnell sind und durch nichts aufgehalten werden, schon in acht Tagen.«

»Ist der Weg sicher?«

»Vier Tage haben wir noch durch ein von Cheren bewohntes Gebiet zu wandern. Sie kennen und lieben mich, und du hast in meiner Gesellschaft nichts von ihnen zu fürchten. Dann aber gelangen wir auf das Gebiet der Pelugen, eines tapferen, jedoch räuberischen Stammes.«

»Sind die Pelugen und die Cheren Freunde?«

»Es herrscht Friede zwischen uns und ihnen, aber ein gezwungener Friede. Es ist gar nicht unmöglich, daß sie einen Angriff auf uns wagen, um uns zu berauben und zu Sklaven zu machen.«

Das war ja richtig, aber es versüßte mir keineswegs die bittere Pille, die mir der Häuptling mit diesen Worten gereicht hatte.

Die ersten Tage verliefen sehr glücklich und erfüllten somit die Vorhersagung des Häuptlings. Wir rücken mit befriedigender Schnelligkeit in dem Flußtale vorwärts; der Weg war schlecht, aber immerhin gangbar und die Indier, mit denen wir zusammentrafen, behandelten uns sehr freundlich. Sie verkauften uns zu billigen Preisen die Erzeugnisse ihres Landes und bekundeten auf alle Weise ihre Freundschaft mit Merlan.

Am Morgen des fünften Tages deutete der Häuptling auf eine zuckerhutförmige Spitze, die sich zu unserer Rechten erhob. »Hier beginnt das Land der Pelugen. Am Fuße dieses Berges liegt eines ihrer größten Dörfer. Ich denke, es wäre besser, wenn wir den Fluß durchwateten und unsern Weg auf der anderen Seite fortsetzten, um nicht von diesen Räubern gesehen zu werden.«

»Darin stimme ich dir vollkommen bei. Ich sagte dir ja schon, daß ich im Augenblicke jeden Kampf zu vermeiden wünsche.«

»Folge mir also!«

Wir setzten unsern Weg am andern Ufer des Flusses fort.

Gegen ein Uhr zeigte mir der Häuptling ein großes Dorf, dessen weiße Häuser, an den Abhang des erwähnten Berges hingeschmiegt, sich zierlich von dem grünen Hintergrunde abhoben: »Das größte Dorf der Pelugen.«

Ich zog mein Fernglas hervor und konnte durch dasselbe alles auf das genaueste unterscheiden. Die einzelnen Häuser waren von niedlichen Gärtchen umgeben. Das Dorf wurde von mehreren schmalen Wegen durchschnitten, auf denen ich einige Frauen und eine Menge Kinder sah; doch ein männliches Wesen konnte ich unter denselben, so angestrengt ich auch spähte, nicht entdecken. Und doch mußten sich in dem Dorfe Männer befinden. Befanden sie sich auf dem Kriegspfad? Davon hätte doch wohl Merlan etwas gewußt. Die Sache gab mir zu denken.

Ich reichte das Glas dem Häuptling und hieß ihn hindurchsehen. Er gehorchte, ließ aber die Hand sofort wieder mit einem markerschütternden Schrei sinken.

»Herr, du bist ein großer Zauberer,« rief er, von abergläubischer Bestürzung befallen.

»Warum denn?« erkundigte ich mich erstaunt.

»Du hast das Dorf vom Berge weggezaubert und in dieses Glas eingeschlossen.«

Ich lachte laut auf. »Du bist sehr gut gelaunt, Merlan!«

»Herr, niemals hatte ich weniger Lust zu scherzen,« entgegnete er sehr ernst.

»Dann verstehe ich dich nicht. Du siehst doch, daß sich das Dorf noch auf dem Berge befindet.«

Merlan riß die Augen auf.

»Bei dem heiligen Senmeng und allen Geistern der Seen, Flüsse und Meere, du hast recht, Herr! Das Dorf befindet sich noch auf dem alten Platz. Wäre es möglich, daß ich mich getäuscht hätte?« sprach er im Tone des Zweifels und hob das Fernglas von neuem an die Augen. »Aber nein! Ich habe mich nicht geirrt. Das Dorf ist in dem Glase.«

Abermals ließ er die Hand sinken. »Was sehe ich? Das Dorf ist ja wieder dort! Öfft mich denn ein böser Geist? Herr, Herr, warum hast du mich verzaubert?« rief er mit sich immer steigendem Entsetzen.

»Aber siehst du denn nicht, mein Freund, daß dieses Glas die Eigenschaft hat, die Gegenstände zu vergrößern und dem Auge näher zu bringen? Betrachte es doch genauer.«

Merlan schüttelte den Kopf. »Ich verstehe dich nicht, aber ich sehe wohl, daß dies ein von Buddha gesegnetes Ding ist. O hätte ich doch auch ein solches Glas! Ich könnte damit schon von weitem meinen Feind beobachten und mir den Sieg sichern.«

»Gut! Verhilf mir zu dem Senmeng und das Glas ist dein,« sagte ich.

»O Herr, das wolltest du, – wirklich?« schrie Merlan voll unbändigen Jubels. »O, ich würde dich dann als meinen größten Wohltäter segnen, und wenn ich dich bis jetzt liebte und dir diente, dann – dessen kannst du versichert sein, wäre ich jeden Augenblick bereit, den letzten Blutstropfen für dich zu vergießen.«

»Ich weiß, daß du mich liebst. Aber bitte, betrachte das Dorf noch einmal gut durch das Glas.«

Er gehorchte.

»Was siehst du?« fragte ich.

»Die Häuser des Dorfes.«

»Und was sonst noch?«

»Frauen und Kinder.«

»Weiter nichts?«

»Nein!«

»Gib mir das Glas wieder und sage mir: fällt dir nichts Seltsames in jenem Dorfe auf?«

»Nein!«

»Wirklich nicht?« wiederholte ich bedeutsam.

Merlan schüttelte nachdenklich den Kopf. »Ich kann nichts finden. Was meinst du eigentlich?«

»Du hast keinen Mann in dem Dorfe gesehen, nur Frauen und Kinder. Besteht denn aber ein Dorf nur aus diesen?«

»Du hast recht,« rief er und kratzte sich den Kopf, »die Männer fehlen. Wo sind diese? Für gewöhnlich sind die Straßen voll von ihnen, oder die Faulpelze liegen in der Sonne und laben sich am Milchsaft, während die Frauen die Arbeit besorgen. Jetzt aber sind sie wie verschwunden!«

»Führen die Pelugen vielleicht Krieg mit einem feindlichen Stamme?«

»Das glaube ich nicht. Ihre Nachbarn sind die Chinesen und die Cheren. Mit jenen leben sie in Frieden. Peking ist weit und gar viele Stämme gehorchen nicht gerne dem Sohne des Himmels.«

»Nun und mit den Cheren?«

»Wenn ein Kampf zwischen den beiden Völkern entbrannt wäre, müßte ich es unbedingt erfahren haben. Das ist unmöglich.«

»Wenn er aber erst während deiner Abwesenheit vom Hause entbrannt ist?«

»Dann hätten wir es von den Cheren erfahren, mit denen wir zuletzt zusammengetroffen sind.«

»Wie aber, wenn ihr Feldzug nicht gerade den Cheren, sondern nur unserer kleinen Schar gilt?«

»Das ist erst recht ganz und gar unmöglich,« erklärte Merlan und warf mir einen Blick zu, der alles andere eher als Bewunderung ausdrückte. Wie hatte ich nur auf solch eine törichte Idee kommen können?

»Denke an Pagan,« entgegnete ich kurz.

Sofort verschwand die mitleidige Geringschätzung aus seinen Zügen und ein ängstlicher Blick brach aus seinen Augen. »Herr, was willst du damit sagen?«

»Daß ich fürchte, unser Feind, der das Land vor uns durchzogen hat, hat das Volk gegen uns aufgehetzt.«

Er senkte den Kopf. »Allerdings, das ist leicht möglich. Die Pelugen sind unsere Feinde und lieben den Krieg. Wenn ihnen der

Wongy eine größere Summe Geldes versprach, zögern sie gewiß nicht, für ihn zu kämpfen.«

»Was ich sagte, ist nichts als ein einfacher Verdacht. In unserer Lage müssen wir alle denkbare Vorsicht gebrauchen, um unser Ziel zu erreichen.«

Unser Gefolge hatte bislang schweigend dagestanden. Jetzt jedoch drängten sich die Männer an mich heran und baten mich, auch ihnen das Fernglas zu zeigen. Jeder wollte auch einmal durch mehrere Augen sehen. Aber jetzt war dazu keine Zeit.

Wir hatten alle Ursache, uns aus der gefährlichen Nachbarschaft des Dorfes zu entfernen und so vertröstete ich die Cheren auf den nächsten Tag. Sie waren vernünftig genug, sich meinen Worten zu fügen.

Im Schutze des Waldes setzten wir still unseren Weg fort. Ich brachte das Pelugendorf oder richtiger die Männer, die dasselbe haben mußte und doch nicht hatte, nicht aus dem Sinne.

Ich musterte den Fluß und die gegenüberliegenden Höhen scharf mit dem ›Zauberglase‹, doch ich sah nichts, was meinen Verdacht hätte bestätigen können.

Eine halbe Stunde mochte so vergangen sein und das Pelugendorf lag bereits neben uns, als mich ein Blick auf den Waldboden plötzlich den, Schritt hemmen ließ.

»Was hast du?« fragte Merlan.

»Da sieh her!« gab ich zurück und deutete auf den Boden, auf welchem sich eine Menge Fußspuren zeigten.

»Eine Spur,« meinte der Häuptling gleichgültig.

»Ja, eine sehr lange Spur, die offenbar von vielen Männern herührt und die vom Flusse herüberleitet. Sie ist auch noch ganz frisch. In unserer Nähe befinden sich also Personen, die uns vielleicht feindlich gesonnen sind.«

Merlan erbleichte. »Du bist sehr mißtrauisch, Herr,« sagte er.

»Ich bin nur vorsichtig und betrachte die Dinge nach allen Seiten. Gebiete deinen Leuten Stillschweigen; niemand darf ein Wort sprechen.«

Merlan wandte sich zu den Cheren und wiederholte meinen Befehl. Sofort entstand eine wahre Totenstille.

Ich beugte mich nieder und prüfte die Spuren lange und voll Aufmerksamkeit. Ich fand, daß sie nicht allein meinen Verdacht bestätigten, sondern sich die Wirklichkeit noch viel schlimmer erwies, als meine schlimmsten Vermutungen.

Hier befanden sich die Abdrücke von mehr als zweihundert nackten Füßen, noch ganz frisch. Gewiß hatte sie der weiche Boden erst vor einer halben Stunde aufgenommen.

Diese Personen waren vom Flusse herübergekommen – also ohne Zweifel aus dem Pelugendorf – und hielten sich vielleicht unweit von uns verborgen.

War es so, dann durften wir bei ihrer Überzahl nicht hoffen, als Sieger aus dem unvermeidlichen Kampfe hervorzugehen.

Ich eröffnete Merlan meine Gedanken. Er staunte über die große Anzahl der Feinde, zeigte sich aber nicht im mindesten erschreckt, weil er die Gefahr liebte.

»Ein einziger Elefant reißt mit Leichtigkeit hundert Bäume aus; ein Tiger tötet hundert Hirsche – und du willst nicht glauben, daß ein Cheren hundert Pelugen aufwiegt?« fragte er, sich stolz in die Höhe richtend.

»Ich zweifle nicht im geringsten an deinem und deiner Leute Wert, aber bedenke, daß es sich hier sicher nicht um einen offenen, ehrlichen Kampf handelt, sondern um einen heimtückisch geplanten Überfall. Aus dem Hinterhalte heraus ist es aber auch dem Feigling leicht, mit dem tapferen Krieger zu kämpfen.«

»Das ist wahr! Aber es ist schimpflich und bisher noch nie gehört worden, daß ein Cheren vor einem Pelugen floh.«

»Floh? Nennst du das Flucht? Ich würde es richtiger Schlaueit bezeichnen. Er will dich in einen Hinterhalt locken und wartet

auf dich. Du läßt ihn warten, schlägst ruhig einen anderen Weg ein und überläßt ihm mit dem Nachsehen den Ärger über den mißglückten Fang.«

Das schien ihm einzuleuchten. »Nun wohl, Herr, ich will dir beistimmen. Wenn es uns nun aber nicht gelingt, unbemerkt zu entkommen?«

»Dann schließen wir einen Vertrag mit den Feinden.«

»Ein Cheren wird niemals um Frieden bitten,« entgegnete er stolz.

»Wer spricht von bitten? Wir bieten ihnen ein Abkommen an.«

»Wird man mich nicht feige nennen wenn ich mit ihnen ein Abkommen treffe?«

»Hätte ich dir diesen Vorschlag gemacht, wenn dies zu fürchten wäre?«

»Also —«

»Das glaube ich nicht.«

»Ehe wir einen festen Entschluß fassen, müssen wir wissen, wo sich der Feind befindet und ob er wirklich Schlimmes gegen uns beabsichtigt. Darum will ich jetzt gehen und dies zu erforschen suchen, wenn du nichts dagegen einzuwenden hast.«

»Handle nach deinem Gutdünken, aber fürchtest du nicht, daß du dich dabei schweren Gefahren aussetzest?«

»Ich fürchte nichts. Zweifle nicht an mir! Es ist ja nicht das erstemal, daß ich gehe, um die Stellung eines Feindes auszukundschaften. Doch versprich mir, daß ihr während meiner Abwesenheit jedes Geräusch, das euch verraten könnte, vermeiden und euch bis zu meiner Rückkehr nicht von hier entfernen wollt, ausgenommen, wenn euch der Feind unversehens überfiele. Ich muß sicher sein, euch hier wiederzufinden.«

»Wie aber, wenn dir ein plötzliches Ereignis die Rückkehr unmöglich macht? Setze eine bestimmte Zeit fest. Was meinst du, wenn wir bis Sonnenuntergang warteten?«

»Wartet doch lieber bis morgen früh. Es könnte sein, daß ich die Gesuchten nicht sogleich fände und einen weiten Weg zurücklegen müßte. Bin ich aber auch morgen noch nicht zurück, so mögt ihr nach euerem Dorfe zurückkehren. Nehmt Meharamen mit und tröstet ihn!«

»Das verspreche ich dir, aber auch das, daß vorerst das Pelugendorf in Flammen ausgehen wird und du gerächt werden sollst,« versicherte Merlan fest.

Ich drückte ihm die Hand. Dann folgte ich, mich vorsichtig hinter den Bäumen haltend, der verräterischen Spur, die dem Boden deutlich genug eingeprägt war, um sie auch bequem im Auge behalten zu können.

Der Fluß, an dessen rechter Seite ich mich befand, lief von Osten nach Westen; um den Fußspuren zu folgen, mußte ich mich nach Norden wenden.

Das Terrain stieg sanft aber stetig. Wieder mochte ich eine halbe Stunde zurückgelegt haben und schon trennten mich einige Kilometer von meinen Gefährten, als mein Fuß stockte: ein Ton schlug an mein Ohr, ähnlich einem fernen Pfeifen – oder hatte ich mich getäuscht? Schon nach wenigen Schritten überzeugte ich mich, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Es sang da jemand in der Ferne, und zwar war die Melodie die des Gesanges, den die Brahminen anstimmen, wenn sie das A-beitheit, das ist das Sühnopfer, abhalten. Weit konnte der Sänger nicht sein.

Kaum hatte ich einige Schritte gemacht, da wiederholte sich das leise Pfeifen, worauf wieder der Gesang einsetzte. Immer klarer drangen die einzelnen Worte an mein Ohr, noch eine kurze Strecke, dann sah ich den Sänger vor mir und hastig sprang ich hinter einen großen Baum.

Vor mir saß ein Jüngling gerade an der Stelle, wo die Spur eine schroffe Wendung beschrieb und sich von Osten nach Westen drehte, so daß sie also von nun an mit dem Flusse parallel lief. Er

hielt das Gesicht diesen Spuren zugewendet und konnte so die beiden Pfade mit einem Blicke übersehen.

Der junge Mann mochte etwa sechzehn oder siebzehn Jahre zählen und war ein Kind des Landes.

Das sagten mir die braunen Gesichtszüge und die Kleidung. Sie war einfach, sprach aber doch von einer gewissen Wohlhabenheit des Besitzers. Der Jüngling war bewaffnet. Aber die Schulter hatte er ein altes, aber noch gut erhaltenes Gewehr mit blitzendem Laufe geworfen, in der Hand hielt er einen Bogen und an seiner Seite lag ein Bündel Pfeile.

Er gefiel mir in hohem Grade. Wenn die Pelugen alle ihm gleichen, dann durfte ich sie ferner nicht mehr als Halbwilde bezeichnen, dann waren sie den Cheren bei weitem vorzuziehen.

Aber was tat er hier so ganz allein, und warum hatten die Pelugen so plötzlich die Richtung geändert?

Wenn ich ihn doch in meine Gewalt bekommen könnte! Mit ihm als Gefangenen ließ sich vielleicht ein Druck auf die Pelugen ausüben und der Friede erzwingen.

Kaum blitzte dieser Gedanke durch mein Hirn, als ich auch sofort daranging, ihn auszuführen. Ich sprang hinter dem Baume hervor und hielt dem Jüngling den gespannten Revolver an die Schläfe.

»Was machst du da?« fragte ich dabei ganz gelassen.

Er sperrte den Mund auf und betrachtete mich verdutzt. Ich fürchtete, daß er durch einen Schrei seine Genossen herbeirufen wolle und suchte dem vorzubeugen. »Antworte mir mit leiser Stimme. Bei dem ersten verdächtigen Laut jage ich dir eine Kugel durch den Kopf.«

Offenbar kannte er die tödliche Wirkung der kleinen Waffe, denn er fügte sich meinem Befehle sofort: »Was willst du von mir?«

»Nichts, als dir sagen, wie sehr ich deine schöne Stimme bewundere.«

»Du hast also meinen Gesang gehört?« fragte er bestürzt.

»Gewiß. Er sagte mir, daß du zwar ein guter Sänger, aber ein sehr unkluger Krieger bist.«

Diese freien Worte beleidigten ihn sehr. »Warum?«

»Eine Schildwache darf nicht einmal flüstern, geschweige denn pfeifen und singen, wenn sie die Aufmerksamkeit des Feindes nicht auf sich lenken will.«

Er erbleichte jäh. »Was meinst du?« fragte er unsicher.

»Du bist ein Peluge.«

»Nein!«

»Lüge nicht!«

»Ich lüge nicht!«

»Ja, du lügst – Aber horch –«

Fernes Kampfgetümmel erscholl – wildes Geschrei und der Knall mehrerer Feuerwaffen wurde hörbar. Der junge Peluge war aufgesprungen und bog den Kopf lauschend vor. Auf seinem ausdrucksvollen Gesichte malten sich deutlich die Gefühle, die sein Inneres bewegten: ängstliche Spannung, Zorn, Sehnsucht, mit bei den Kämpfenden zu sein, und die Hoffnung frohen Triumphes.

Auch ich verstand die Bedeutung des Getümmels wohl: die Pelugen waren mit meinen Freunden handgemein geworden.

»Deine und meine Gefährten sind aneinander geraten. Du bist mein Gefangener,« sagte ich.

»Wenn ich dir als solcher folge,« entgegnete er stolz.

»Ich rate dir, laß dich gutwillig binden oder du bist ein Kind des Todes.«

»Ich oder du,« schrie er auf und warf sich mit einem katzenartigen Sprunge auf mich.

Ich hätte ihn töten oder wenigstens schwer verwunden können, aber er war noch so jung, er dauerte mich.

Ich warf den Revolver zur Erde und packte den Pelugen. Er stemmte sich mit aller Kraft gegen mich und es entstand ein hartnäckiges Ringen Brust an Brust. Ich war der Stärkere, aber er

kämpfte mit einer wilden Wut, die ihn alle Sehnen anspannen ließ. Endlich gelang es mir, ihn durch einen wuchtigen Schlag auf die Brust zu Boden zu werfen, aber plötzlich fühlte ich seine Hände an meiner Kehle und mein Atem stockte. Für einen Augenblick wurde es mir dunkel vor den Augen, da führte ich rasch zwei heftige Schläge gegen seine Schläfen. Die Hände, die meinen Hals umspannten, lösten sich, er sank betäubt zurück. Ich war frei.

Ich band ihm Hände und Füße und schob ihm ein Tuch als Knebel in den Mund.

Während sich dies zwischen dem Pelugen und mir abgespielt, war der heftige Kriegslärm immer heftiger, das Geschrei immer wilder geworden bis es jäh abbrach. Ein Augenblick tiefen Schweigens trat ein und dann erhob sich ein hundertstimmiges Triumphgeheul, wie ich es noch nicht gehört hatte.

Die Pelugen hatten gesiegt . . .

Doch auch ich hatte einen Sieg erfochten, dessen Bedeutung die Pelugen bald erfahren sollten. Nur durfte ich jetzt nicht länger hier bleiben, denn sie würden gewiß hierher kommen, um ihren Genossen abzuholen. Dann aber wäre ich verloren gewesen.

Ich mußte mich mit meinem Gefangenen sofort zurückziehen und ein sicheres Versteck aussuchen.

Ich hob ihn empor und warf ihn über meine Schulter; er wog nicht leicht, doch auch nicht gerade schwer. Und nun stieg ich den Berg hinan.

Es ging mühsam. Die Last auf meiner Schulter erschwerte mir das Vorwärtskommen, doch es galt mein Leben. Endlich nach einer guten Stunde hatte ich den Gipfel erreicht und ein leises Dankgebet stieg zu Gott empor. Ich warf den Gefangenen in ein Gebüsch, dessen dichte Zweige ihn zur Genüge verbargen, und dann gönnte ich mir für einen Augenblick den Genuß der entzückenden Aussicht.

Vor mir lag das Pelugendorf, in das ich gerade hineinschauen konnte. Wie Schwalbennester klebten die Häuschen an dem Abhänge. Das Fernglas gestattete mir, in das Innere hineinzublicken, und ich gewahrte dort wohl Frauen und Knaben, aber keinen einzigen Mann. Die Pelugen waren also noch nicht zurückgekehrt. Meine Sorgen kehrten wieder.

In einer solchen Lage hatte ich mich noch nie befunden. Da stand ich ganz allein auf einem weltfernen Gipfel, fern von meinen Freunden. Der tapfere Merlan und seine treuen Cheren, die mich zum Führer ihres Rachezuges erwählt hatten, wo mochten sie jetzt sein?

Aber auch die Pelugen, wo waren sie, da sie ihr Dorf noch nicht wieder ausgesucht hatten? Gewiß auf der Suche nach dem jungen Menschen, der nun als mein Gefangener unter jenem Strauche lag.

Offenbar gehörte er einer vornehmen Familie an und erfreute sich ihrer Wertschätzung, denn sonst hätten sie ihn nicht als Wache an einem so wichtigen Punkte gelassen. Ich mußte auf alle Fälle ein sicheres Versteck aufsuchen.

In nächster Nähe des Gebüsches befand sich ein zweites, noch dichter, in das ich hineinschlüpfte.

Ich konnte von hier aus bequem alles beobachten, was in der Nähe vorging, und durfte doch sicher sein, daß mich kein menschliches Auge unter diesen großen gefiederten Blättern zu erspähen vermochte.

Meine Vorsicht erwies sich am Platze. Schon nach wenigen Minuten erschien auf der Plattform des Berges ein Indier von robustem Körperbau und mit langen Armen und Beinen. Ein schmutziges, zerrissenes Obergewand umhüllte sehr notdürftig den sehnen Körper.

Er kam dicht zu uns heran und sah sich aufmerksam um, schenkte jedoch den Spuren, die ich hinterlassen und die sich auf dem weichen Boden mit erschreckender Deutlichkeit abprägten,

zum Glücke keinerlei Aufmerksamkeit. Er verharrte eine Weile still lauschend und dann stieg er wieder langsam hinab.

Wenig später vernahm ich einen langen Pfiff; Totenstille folgte.

Noch eine gute Stunde verharrte ich regungslos in meinem Versteck; als sich aber noch immer nichts rührte, kroch ich vorsichtig hervor und begab mich auf den Platz, von welchem aus ich den Fluß und das feindliche Dorf übersehen konnte. Das Dorf war leer, doch der Fluß gewährte ein interessantes Schauspiel: die siegreichen Pelugen durchwateten soeben die Furt.

Bereits hatten einige das jenseitige Ufer erreicht, wo die Frauen und Kinder jubelnd die Sieger empfangen, andere befanden sich noch im Wasser. Ich zählte an hundert robuste braune Gestalten in schlechten Kleidern. Ein erleichternder Seufzer entfuhr mir, als ich unter ihnen noch andere Männer gewahrte, die besser gekleidet waren. Sie waren an den Händen gefesselt und wurden von ihnen brutal durch das Wasser geschleift. Acht waren von meinen Gefährten noch am Leben, darunter auch zum Glücke der tapfere Merlan, die übrigen waren im Kampfe gefallen ... Ich brauchte nun nicht mehr zu fürchten, daß die Pelugen hieher kommen würden, sondern konnte in aller Bequemlichkeit meinen Gefangenen einem Verhör unterwerfen. Ich ging zu dem Strauche, bog die Zweige zurück und zerrte ihn ins Freie. Er hatte das Bewußtsein bereits wieder erlangt und betrachtete mich mit zornfunkelnden Augen.

»Wie du siehst, mein Freund, bist du in meiner Gewalt. Gib nun wohl acht auf das, was ich dir sage. Ich werde jetzt deinen Knebel lösen. Antworte auf meine Fragen kurz und wahrheitsgetreu, doch hüte dich, einen Schrei auszustoßen. In diesem Falle stoße ich dir sofort mein Messer in das Herz.«

Mit diesen Worten nahm ich den festen Knebel. Der Befreite atmete mit sichtlichem Behagen die frische Luft ein, gab aber keinen Laut von sich.

»Wie heißt du?« begann ich das Verhör.

Keine Antwort.

»Wer bist du?«

Wieder erfolgte keine Antwort.

»Rede, wenn du nicht willst, daß ich dir die Worte mit Gewalt erpresse,« sagte ich gebieterisch.

»Töte mich,« stieß der Peluge zwischen den Zähnen hervor und ein zornfunkelnder Seitenblick traf mich.

»Dich töten – dich?« rief ich verächtlich. »Nein, ich beflecke meine Hände nicht mit dem Blute eines Feiglings.«

»Ich bin ein tapferer Krieger.«

»Du bist ein Feigling, der sich schämt, seinen Namen und seine Herkunft zu verraten. Ich glaubte einen ehrenvollen Krieger gefangen genommen zu haben, und statt dessen erwische ich einen jämmerlichen Hasen, dessen Mut in den Füßen und nicht im Herzen liegt.«

Die spöttischen, von einer entsprechenden Gebärde begleiteten Worte erreichten vollständig ihren Zweck.

»Ich bin kein Feigling! Congi, der Sohn Amois, des Häuptlings der Pelugen, hat sich noch nie als solchen gezeigt,« schrie der junge Mann vor Wut.

Nur mit Mühe unterdrückte ich ein Lächeln der Befriedigung. Der Sohn des Häuptlings, das genügte mir.

»Der Sohn Amois, des Häuptlings der Straßenräuber?« sagte ich verächtlich, um den Pelugen zu veranlassen, weiterzusprechen.

Seine Augen blitzten mich drohend an. »Der Räuber bist du, der mich, der dir gar nichts in den Weg gelegt hatte, ohne weiteres überfiel und gefangen nahm,« entgegnete er heftig.

»Ich habe nichts getan, als mich gegen die Räuber verteidigt. Oder wie nennst du jene Männer, die in überlegener Zahl harmlose Wanderer überfallen? Amoi und seine Leute nahmen meine Freunde fest; ich, in gerechter Wiedervergeltung, tat dasselbe dir.«

»Du bist der Engländer –?« stammelte Congi bestürzt.

»Wer sprach zu dir von mir?« fragte ich durchaus nicht erstaunt, denn diese Worte waren ja weiter nichts, als die Bestätigung meines Verdachtes.

»Was tut das zur Sache? Ich hörte von dir das genügt mir,« klang es knapp zurück.

»Dir, aber mir nicht. Wenn ich nun darauf bestehe, zu erfahren, wer zu dir von mir gesprochen hat?«

»Es würde dir nichts nützen. Congi wird lieber sterben, als seine Freunde verraten.«

»Wie aber, wenn mir diese Person bereits bekannt ist?«

»Was hast du mit mir vor?« fragte der Jüngling statt aller Antwort, das Thema wechselnd.

»Die Pelugen führten meine Gefährten gebunden in ihr Dorf. Ich werde dich gegen dieselben auswechseln.«

»Wie viele Männer forderst du für meine Freiheit?«

»Alle, die sich jetzt in den Händen deines Vaters befinden.«

»Du wirst auch nicht die Freiheit eines einzigen erhalten.«

»Dann wirst du ihr Schicksal teilen. Was die Pelugen *einem* von ihnen zufügen, sollst auch du leiden. Töten sie die Cheren, stirbst auch du, aber einen langsamen, furchtbaren Tod,« sagte ich drohend, obwohl ich nicht im mindesten die Absicht hatte, meine Worte zu verwirklichen.

»Entsetzlich! Hilf mir, Gautama!« stöhnte der Peluge schauernd. Sein Gesicht war so bleich geworden, als es die bronzene Farbe nur gestattete.

»Er wird dir nicht helfen, wenn es erst soweit ist. Doch um deinetwillen will ich hoffen, daß dich deine Stammesgenossen bereitwillig auslösen.«

»Sie werden es nicht.«

»Und warum nicht? Bist du so wenig beliebt, daß selbst dein Vater nichts für dich tun kann?«

»Mein Vater würde sein Leben für mich einsetzen, aber niemals seine Ehre.«

»So groß ist der Haß, den die Pelugen gegen uns tragen?«

»Ja, er ist groß! Die Gefangenen haben von den Pelugen nichts zu hoffen, denn für die Mörder des Senmeng gibt es keine Gnade.«

Ich zwang ein Lächeln auf meine Lippen und sagte: »Wir also sollen die Mörder des Senmeng sein?«

»Du lachst?« rief Congi empört. »Daß du, ein Engländer, das heilige Tier getötet hast, wundert mich nicht, denn die Engländer sind zu allen Schlechtigkeiten fähig. Aber daß du bei dem Gedanken an all das Elend, das du über unser Land gebracht hast, noch lächeln kannst, das erregt mein Erstaunen.«

»Aber wer sagt dir, daß ich den Senmeng ermordet habe?«

»Leugne es nicht. Ich weiß es aus sicherem Munde, daß du und deine Spießgesellen die erbärmliche Tat vollbracht haben.«

»Das ist nicht wahr. Wir verfolgen im Gegenteil den wirklichen Mörder des heiligen Tieres, um ihn für sein Verbrechen zu strafen und ihn außerstand zu setzen, auch den anderen Senmeng zu töten, der sich jetzt noch zu Muang-la befindet, aber bald die ihm zukommenden Ehren genießen soll. Wir sind eben im Begriffe, ihn nach Amarapura zu holen.«

Congi betrachtete mich bestürzt. »Lügst du auch nicht, Herr?«

»Bei allem, was mir heilig ist, ich lüge nicht! Der Wongy Pagan hat den Senmeng ermordet.«

»Der Wongy Pagan! Und wir —« stieß er zwischen Schrecken und Zorn hervor.

»Und ihr,« vollendete ich, »ja ihr habt den Mörder des kaiserlichen Schutzgeistes beherbergt, seine Wunden verbunden und ihm zur Weiterreise nach Muang-la verholfen. Ihr hattet den Verbrecher in der Hand und schenktet seinen Lügen Glauben.«

»Er sagte uns —«

»Er schob seine Schuld auf uns. O, ich weiß, was er sagte! Er weiß wohl, daß sein Ende besiegelt ist, wenn er nochmals mit uns zusammentrifft. Darum sucht er uns zu verderben.«

»Wir glaubten ihm, und nachdem wir ihn gelobt und verbunden hatten, gaben wir ihm eine sichere Bedeckung bis Muang-la mit.«

»Wo sich ein anderer Senmeng befindet.«

»Den er nun ebenfalls töten wird. O Herr, Herr, was haben wir getan! Aber vielleicht ist es noch nicht zu spät. Eile zu meinem Vater, erzähle ihm alles. Er wird dir helfen, noch vor Pagan Muang-la zu erreichen. O eile, Herr! Wir hatten den Mörder des ›Herrn‹ in unserer Gewalt und ließen ihn entschlüpfen – und werden dadurch vielleicht noch mitschuldig an dem Tode des zweiten Senmeng. Buddha und Cali würden uns schwer dafür strafen!«

»Dein Vater wird mir aber nicht glauben.«

»Er *muß* dir glauben und helfen.«

»Und du?«

»Ich bin dein Sklave,« erwiderte der Jüngling in dem leisen Tone tiefster Entmutigung.

»Willst du mit mir gehen?«

»Als dein Sklave? Mein Vater würde mich ohne Barmherzigkeit töten.«

»Nein, nicht als mein Gefangener, sondern als mein Bruder.«

Ein Freudenschein huschte über das schöne Gesicht vor mir.

»Als dein Bruder, Herr?«

»Ja. Willst du es sein?«

»O und wie gerne!«

»Bedenke jedoch, daß du damit auch bestimmte Verpflichtungen eingehst.«

»Ich kenne sie wohl.«

»Du mußt mich mehr lieben als selbst deine Stammesbrüder, mußt mich nötigenfalls gegen sie verteidigen und bereit sein, auch das Leben für mich zu geben.«

»Ich weiß das alles und verspreche gern, es zu erfüllen.«

»Was du mir gelobst, gelobe ich auch dir. Schließen wir also Bruderschaft des Blutes.«

Ich war überzeugt, mit diesem Ritus mehr zu erreichen, als wenn ich den jungen Pelugen auch weiterhin gefangen gehalten hätte. Indem er die Bruderschaft des Blutes mit mir einging, verband er sich mir mit einem nach der Sitte des Landes schweren, unlöslichen Eide. Er mußte zu jeder Zeit bereit sein, meine Partei zu ergreifen, und ich hielt es nicht für wahrscheinlich, daß der Häuptling und seine Untergebenen den Bruder ihres Congi und damit auch diesen angreifen und gegen ihn kämpfen würden.

Ich trug ein Fläschchen Kognak bei mir, noch halbgefüllt, aus welchem ich einen kleinen Metallbecher vollgoß. Dann löste ich die Fesseln von Congis Händen, ließ aber zur Vorsicht seine Füße noch gebunden. Noch war ich ja nicht gewiß, ob ich ihm auch wirklich trauen konnte. Er setzte sich auf und schob den Ärmel von seinem linken Arm zurück.

Ich zog das Dolchmesser aus dem Gürtel und wollte es ihm reichen.

»Ist es nicht vergiftet?« fragte er.

Statt aller Antwort zog ich es zurück, entblößte meinen linken Arm, von welchem eine Ader zum Herzen führen soll, und ritzte ihn leicht mit dem Stahl. Einige Blutstropfen traten aus der Wunde, die ich in den Becher fallen ließ, dann reichte ich diesen und den Dolch neuerdings meinem Gefangenen.

»Nun zu dir,« sagte ich.

»Du bist sehr edel. Verzeihe mein Mißtrauen,« bat er, beschämt durch die Art, in der ich ihn von der Ungefährlichkeit des Messers überzeugt hatte. Auch er verfuhr nun nach meinem Beispiele und ließ einige Tropfen seines Blutes in den Kognak fallen.

Ich ergriff den Becher, schwenkte ihn einigemal hin und her, um das Blut mit dem feurigen Getränke gut zu vermischen, und leerte ihn zur Hälfte. Dann reichte ich ihn meinem Gefährten, der ihn schweigend vollends hinunterstürzte.

Unterdessen löste ich auch die Fesseln von seinen Fußknöcheln. Die barbarische Zeremonie war vorüber, wir umarmten und küßten uns auf die Stirne.

Congi war mein Bruder geworden – für mich eine sehr wertvolle Errungenschaft.

Er erhob sich. »Komm nun, mein Bruder!« sagte er mir einer bezeichnenden Handbewegung.

»Ja, gehen wir!« Und wir schlugen die Richtung nach dem Dorfe ein.

#### VIERZEHNTES KAPITEL. DER FRIEDE.

Stillschweigend stiegen wir den Berg hinab, den Spuren folgend, die ich beim Aufstieg hinterlassen hatte. Wir kamen an dem Platze vorüber, auf welchem ich Congi gefangen genommen, und erreichten endlich am Spätnachmittage die Stelle, wo der Kampf zwischen den Cheren und den Pelugen stattgefunden hatte.

Vierzehn Leichen lagen auf dem Kampfplatze, sechs Pelugen und acht Cheren, die letzteren entsetzlich verstümmelt. Die Sieger hatten ihre Wut noch an den leblosen Gestalten ausgelassen. Lange betrachtete ich die toten Freunde, und ein Gefühl tiefen Schmerzes erfüllte mich. Ach, wie viele Opfer hatte diese meine Reise schon gefordert!

Mein ›Bruder‹ ballte die Hände. »Das ist die Frucht von Pagens Lüge,« stieß er zornbebend hervor. »Wongy! Wongy! Wehe dir, wenn du jemals in meine Hände fällst!«

Wir gelangten an den Fluß. »Das Wasser ist niedrig. Komme ruhig hindurch,« sagte Congi.

»Du willst mich in dein Dorf führen?«

»Ja.«

»Wäre es nicht besser, du ließest mich hier und gingest voran, deine Freunde zu meinen Gunsten zu stimmen?«

»Ich bin dein Bruder und darf dich nicht allein lassen. Komm! An meiner Seite hast du nichts zu fürchten.«

Diese Versicherung beruhigte mich.

Offenbar waren wir vom Dorfe aus gesehen worden, denn als wir an das jenseitige Ufer gelangten, trat eine Menge wohl bewaffneter Pelugen aus dem Walde; sie begrüßten Congi mit Jubel, während sie gegen mich eine feindliche Stellung einnahmen. Für einen Augenblick überlief es mich kalt. Wehe mir, wenn Congi den Verräter spielte!

Aber Congi war treu. Er legte seine Hand auf meine Schulter und rief: »Keine Feindseligkeiten, Freunde! Dieser Mann ist mein Bruder.«

Diese Worte übten mächtigen Eindruck auf die Pelugen; sie senkten die Waffen und betrachteten mich halb erstaunt, halb neugierig. Der Sohn ihres Häuptlings hatte mit einem weißen Manne Bruderschaft geschlossen – wie sollten sie sich das erklären?

Sie umringten uns und führten uns in das Dorf.

»Congi ist zurückgekehrt! Congi ist zurückgekehrt!« riefen sie dabei fortwährend.

Diese Jubelrufe brachten das ganze Dorf in Bewegung. Der Sohn des Häuptlings kam wohlbehalten zurück.

Das halbe Dorf strömte uns entgegen und konnte sich nicht genug tun an Freudenbezeugungen.

Unter der Menge fesselte ein alter Mann meine besondere Aufmerksamkeit. Seine hohe imposante Gestalt von edlem Anstand, seine weißen Haare und zitternden Hände erweckten in mir ein lebhaftes Gefühl der Hochachtung. Er stützte sich auf ein anscheinend sehr gutes Gewehr, als wenn er einen Stock hätte.

Als der Alte Congis ansichtig wurde, blitzte es freudig auf unter seinen buschigen Brauen. Er eilte auf ihn zu, drückte ihn an seine Brust und küßte ihn: »Congi, ich glaubte dich tot! Gautama sei gepriesen, daß ich dich lebend wieder habe!«

»Vater,« entgegnete Congi, »bisher hattest du nur einen Sohn, nunmehr aber hast du zwei. Dieser Mann ist mein Bruder.«

Der Alte trat einen Schritt zurück. »Du hast mit ihm Blutsbrüderschaft geschlossen?« fragte er ernst, fast drohend.

»Ja.«

»Ohne meine Erlaubnis?«

»Dazu hatte ich nicht Zeit, Vater.«

»Ist dieser Mann würdig, mein Sohn zu heißen?«

»Er ist es.«

»Folgt mir auf den Platz, ich werde dort die Sache prüfen und dann mein Urteil abgeben. Hast du einen Unwürdigen zum Bruder gewählt, dann hast weder du noch er Barmherzigkeit von mir zu hoffen.«

Das durfte ich mir vor den Pelugen nicht bieten lassen, wollte ich in ihren Augen nicht für immer gebrandmarkt dastehen. Ich riß das Repetiergewehr von der Schulter und legte auf den Häuptling an.

»Was soll das heißen?« rief dieser erstaunt.

»Ich rüste mich zur Verteidigung.«

»Gegen wen?«

»Gegen dich!«

»Bei Buddha, das ist eine Beleidigung! Nirgends kannst du sicherer sein als bei mir.«

»Ich glaube dir nicht.«

»Du wagst, mich zu beschimpfen?« schrie der Häuptling, feuerrot im Gesichte. Auch seine Untertanen betrachteten mich drohend und mehr als einer griff nach seiner Waffe.

»Ich habe nicht die Absicht, dich zu beleidigen, ich richte mich einfach nach deinen Worten.«

»Ich verstehe dich nicht.«

»Du sagtest, daß, wenn du mich nicht würdig findest, dein Sohn zu heißen, weder Congi noch ich aus Gnade zu hoffen hätten. Für den Fall also erklärst du mir den Krieg.«

»Und du fürchtest, daß ich dich unwürdig finde, ist es nicht so?« fragte Amoi mit einem spähenden Seitenblick.

»Ich kenne dich nicht. Ich beurteile dich genau so, wie du mich beurteilst und hoffe, daß ich dich bei näherer Prüfung meiner Achtung würdig finde.«

Der Alte erwiderte nichts. Es war gewiß das erstemal, daß ihm jemand derart entgegenzutreten wagte. Die Pelugen murmelten etwas Unverständliches, und nur in Congis Gesicht las ich, daß ihn mein freies, mutiges Auftreten befriedigte.

Amoi ging schweigend voran. Congi und ich folgten ihm ebenso still inmitten der Pelugen, die immer noch drohende Blicke auf mich warfen.

Schon nach wenigen Schritten erreichten wir das Ende des Waldes und die weißen Häuser schimmerten herüber. Ein schmales, schmutziges Gäßchen nahm uns auf und dann gelangten wir auf einen kleinen viereckigen Platz. Im Hintergrunde desselben erhob sich ein langes, niedriges Gebäude aus Backsteinen, das wohl zwei Türen, aber keine Fenster aufwies – offenbar der ›Palast‹ meines ›Vaters‹. Die anderen Seiten wurden von sehr kleinen, weiß angestrichenen Hütten begrenzt.

Vor dem ›Palaste‹ lagen einige halbnackte gefesselte Gestalten – meine Freunde.

Der Platz war mit Neugierigen angefüllt, die uns nur eine schmale Gasse frei ließen. In der Mitte des Platzes hielt der Häuptling an.

»Mein Sohn Congi,« begann er ernst, »schloß mit einem Fremden die Bruderschaft des Blutes, ohne mich um meine Zustimmung zu befragen. Es ist das eine unerhörte Sache, doch ich hoffe, das Vorgehen meines Sohnes entschuldigen zu können. Zuvor aber muß ich die Gründe zu seiner Handlungsweise kennen, muß ich wissen, ob du dieser Ehre würdig bist.«

Die Pelugen reckten die Häuse und spitzten die Ohren, um sich nur ja nichts von dieser interessanten Szene entgehen zu lassen.

»Prüfe mich,« sagte ich ruhig.

Noch hatte ich diesen Satz nicht beendet, als sich die Gefangenen bewegten, und plötzlich erklang Merlans Stimme voll Entrüstung: »Bei Gautama! Der Engländer, der Verräter!«

Nun, das hatte gerade noch gefehlt! Eine schöne Meinung in der Tat, die sich der Häuptling der Cheren da von mir gebildet hatte! Und sagen zu müssen, daß ich soeben mein Leben für ihn in die Schanze schlug.

Die Pelugen hatten diese Worte vernommen.

»Der Engländer! Der Engländer! Der Mörder des Senmeng!« gellte es aus hundert Kehlen und hundert Arme streckten sich nach mir aus: Ich stieß die ersten, die mir nahe kamen, zurück und brach mir mit Gewalt Bahn bis zu der Mauer des »Palastes«, so daß diese mir den Rücken deckte.

Ich rief Congi zu: »Folge mir, Bruder!« Und dann machte ich mein Gewehr schußfertig.

»Der erste, der sich mir nähert, ist ein Kind des Todes!«

Ein ungeheurer Tumult entstand.

Die Pelugen, weit entfernt, eingeschüchtert zu sein, gebärdeten sich immer drohender, und schon fürchtete ich, wirklich Gebrauch von der Feuerwaffe machen zu müssen, als ein gebieterischer Befehl Amois all den Lärm übertönte.

Der Häuptling erfreute sich sichtlich großer Wertschätzung bei seinem Stamme, denn wie durch einen Zauberschlag verstummte das Getöse.

»Platz!« erklang Amois Stimme von neuem.

Die Pelugen wichen zurück und bildeten eine schmale Gasse, durch welche der Häuptling auf uns zukam. Er sah sehr bleich und tief erschüttert aus, offenbar hielt er mich für schuldig und sah sich in die Notwendigkeit versetzt, seinen Sohn hart strafen zu müssen . . .

Er trat schützend vor mich hin, wobei er mir jedoch einen nicht eben freundlichen Blick zuwarf. Zu seinen Untertanen gewendet,

sagte er: »Bis jetzt haben die Pelugen noch nie einen Mann getötet, dem nicht zuvor das Urteil gesprochen worden war.«

Leises Gemurmel der Zustimmung folgte.

»Und noch nie hat ein Richter das Urteil gesprochen, ohne zuvor den Angeklagten gehört zu haben,« fügte ich hinzu.

»Wer gab dir die Erlaubnis zu sprechen?« wandte sich der Alte mit gerunzelter Stirne an mich.

»Amoi,« entgegnete ich ernst, »in meinem Vaterlande sagt man: Ehre das Alter! Nur deinen weißen Haaren hast du es zu danken, daß ich meinen Zorn zügele und dein Leben schone.«

Er machte eine heftige Gebärde. »Verwegener! Wie darf ein zum Tode Verurteilter es wagen, so zu sprechen?«

»Du nennst mich einen dem Tode Geweihten? Als ob ich nicht euch alle, wie ihr da seid, dem Tode überantworten könnte! Gib acht!«

Auf einem ganz nahe befindlichen Häuschen waren die Fetzen einer alten Fahne aufgepflanzt.

Den Schaft, an dem dieselben hingen, nahm ich aufs Ziel und gab Feuer. Die Kugel blieb in dem runden Holze stecken.

Ich hörte ein Gemurmel der Bewunderung. Die Pelugen erkannten meine Kunstfertigkeit an, obwohl sie mich als ihren Feind haßten.

Ein zweiter Schuß! – auch er traf sein Ziel, ebenso ein dritter, vierter und fünfter. In gerader Reihenfolge legten sich die Kugeln nebeneinander in das Holz.

Bei dem zweiten Schuß wiederholte sich das Beifallsgemurmel; bei dem dritten wurde es schwächer, um bei dem vierten ganz zu verstummen. Auf den braunen häßlichen Gesichtern malte sich Angst und Schrecken.

Ich hatte noch acht Kugeln in der Kammer meines Repetiergewehres, aber ich feuerte sie nicht ab, weil ich auf alle Fälle vorbereitet sein wollte und ich nicht wissen konnte, ob mich die Pelugen trotz meiner Proben in der Schießkunst nicht dennoch angreifen

würden. Ich ließ das Gewehr sinken und redete zu den braunen Gesellen vor mir also:

»Es sind noch mehr Kugeln in meiner Waffe. Ihr habt gesehen, daß jeder Schuß trifft und daß ich schnell hintereinander, ohne erst laden zu müssen, schießen kann. Hütet euch nun, denn wenn ich will, seid ihr in wenigen Augenblicken des Todes.«

»Herr,« – begann Amoi zögernd.

»Wenn ich euch das Leben schenke, geschieht es allein um Congis willen. Aber damit ihr erfährt, wer ich bin und wie groß das Unrecht ist, das ihr gegen mich begeht, verlange ich, daß du nun auf meine Fragen antwortest. Wessen beschuldigt ihr mich?«

»Du bist ein Engländer.«

»Ich bin kein Engländer, sondern ein Italiener. Aber auch wenn ich es wäre, ist das ein Verbrechen?«

»Du bist das Haupt dieser Cheren,« fuhr der Häuptling fort, auf die Gefangenen deutend.

»Das leugne ich nicht. Ich bin sogar nur deswegen hierher gekommen, um deren Freiheit zu verlangen.«

»Herr!« schrie Merlan, »verzeih, was ich vorhin sagte. Du bist kein Verräter.«

»Niemand hatte ich die Absicht, einer zu werden. Wessen beschuldigt ihr mich noch?«

»Du hast den Senmeng ermordet,« antwortete Amoi endlich.

»Darüber befrage Congi. Er wird, daran zweifle ich nicht, seinen Bruder verteidigen,« erwiderte ich.

Und Congi ließ sich das nicht zweimal sagen; er hielt eine vorzügliche Verteidigungsrede. Die Pelugen hörten mit sichtlicher Spannung zu. Congi begann vom Augenblicke seiner Gefangennahme an, wie ich ihn hätte töten können oder wenigstens darauf bestehen, ihn gegen die Gefangenen auszuwechseln, wie ich ihm aber das Leben geschenkt und sogar die Bruderschaft angeboten hätte. Ich hätte die Pelugen töten und die Gefangenen auch so

befreien können, aber ich sei ihm frei und offen nach dem Dorfe gefolgt – sei das nicht ein Beweis für meine Schuldlosigkeit? Schließlich sprach er auch von dem Wongy Pagan und wie er sie alle getäuscht hätte –

»Unmöglich!« unterbrach Amoi die Erzählung seines Sohnes.

»Es ist wahr,« griff ich hier in das Gespräch ein. Dann erzählte ich von dem Haß zwischen Pagan und Mangvé-Mengyi, von der Vergiftung des Senmeng und wie ich den Racheplan Pagans durchkreuzte, ich erzählte von meiner Reise zu dem Senmeng, von Pagans Verfolgung und dem Zusammenstoß mit ihm.

Ich berichtete in einfacher, schlichter Rede, aber die Überzeugung, welche meine Erzählung beseelte, machte sichtlich großen Eindruck auf die Zuhörer.

»Wäre ich wirklich der Mörder des Senmeng, hätte ich dann nicht auch euch nach dem Leben getrachtet, um so mehr, als ihr mir so viele teure Freunde getötet habt? Einem Manne, der grausam genug ist, ein heiliges, verehrtes Tier zu töten, würde es gewiß nicht einfallen, Frieden mit euch zu schließen,« beendete ich meine Verteidigung.

Die Pelugen waren außer sich. Sie hatten den verbrecherischen Wongy in Händen gehabt und ihn mit Freundlichkeiten überhäuft, ihm den Weg nach Muang-la gezeigt und erleichtert, und hatten sogar seinetwegen den Kampf mit uns aufgenommen. Das empörte diese tapferen Bergbewohner und entflammte in ihren Herzen den Wunsch nach Rache. Sie gelobten feierlich, daß der Wongy sein Vergehen mit dem Tode sühnen müsse; bis nach Muang-la, ja, wenn es nötig war, bis nach Amarapura wollten sie ihn verfolgen.

Jetzt wandte sich der Häuptling wieder zu mir: »Was willst du nun von uns, tapferer Fremdling?« fragte er ehrerbietig.

»Ich biete dir Krieg oder Frieden. Was wählst du?«

»Den Frieden!«

»So erfülle meine Forderungen.«

»Und was begehrt du?«

»Vor allem, daß du meine Freunde wieder in Freiheit setzt.«

»Dann verlangst du zu viel. Weißt du nicht, daß die Cheren geschworene Feinde der Pelugen sind?«

»Das ist nicht wahr. Und wenn es so wäre, so sind sie jetzt die Rächer des Senmeng.«

»Ohne weiteres soll ich sie freilassen, kein Lösegeld darf ich dafür fordern?«

»Ich verzeihe euch, du gibst dafür meine Freunde frei – ist das nicht genug?«

»Er verlangt die Freiheit der Rächer des Senmeng, Häuptling,« schrien die Pelugen, die mir plötzlich ihre Freundschaft zugewandt hatten.

»Gut denn, es sei, doch nur unter der Bedingung, daß einige unserer Männer dich nach Muang-la begleiten dürfen, sei es unter meiner oder unter Congis Führung.«

»Um dies wollte ich dich gerade bitten,« entgegnete ich.

»So umarme mich denn, Sohn meines Herzens und Bruder meines Congi,« rief der Alte, die Arme ausbreitend.

Ich gehorchte, und nachdem wir den üblichen Kuß getauscht hatten, löste ich die Bande der Gefangenen.

»Warum hast du meine Leute nicht gerächt?« fragte Merlan.

»Wozu? Es hätte den Toten keinen Nutzen, uns aber unendlichen Schaden gebracht. Danke deinen Göttern, daß es mir gelang, euere Freiheit zu erhalten,« erwiderte ich.

#### FÜNFZEHNTE KAPITEL. DER WEISSE ELEFANT.

An jenem ereignisreichen Abend schloß Merlan noch innige Freundschaft mit dem Häuptling der Pelugen. Die Toten wurden ehrenvoll beerdigt. Auf die Tränen, die ihrem Andenken geflossen waren, folgte ein bis tief in die Nacht währendes fröhliches Mahl, bei welchem die erbitterten Feinde sich in zärtliche Brüder verwandelten.

Den nächsten Morgen machte ich mich frühzeitig auf den Weg. Merlan und zwei Cheren, sowie Congi mit zehn Pelugen begleiteten mich.

Unsere Reise verlief ohne Unfall. Von den Pelugen, mit denen wir unterwegs zusammentrafen, erfuhren wir, daß Pagan seinen Weg mit großer Schnelligkeit fortsetze, und wir bei aller Anstrengung ihn nicht einholen würden.

Am fünften Tage überschritten wir die chinesische Grenze.

Am Vormittage dieses Tages verließen wir das Tal des Bamo-Nam-Tapug und gelangten auf eine weite Ebene, auf welcher sich ein Städtchen erhob: es war Muang-la.

Endlich, endlich! Ganze 35 Tage hatte ich zu meiner Herreise gebraucht, nun blieben mir noch 25 übrig. Würden sie zur Rückreise genügen? Ich hoffte es.

Als wir die Stadt betraten, trat ein alter Mann aus einer Pforte heraus. Alt mußte er sein, das bewies der schneeweiße Schnurrbart des chinesischen Großvaters.

Ich blieb stehen und grüßte den Alten mit einem tiefen ›Cing-leao‹. Er antwortete höflich: ›Cin-Cin.‹

Der Chinese betrachtete mich mit einem Gemisch von Furcht und Staunen.

›Wie geht es, alter Vater?‹ fragte ich nach chinesischer Sitte.

Meine Höflichkeit gewann mir auch sofort das Herz des bezopften Sohnes der Mitte. Er lächelte geschmeichelt: ›Herr, ich bin alt, aber du bist noch viel älter als ich.‹

›Die Zahl meiner Jahre ist bedeutend geringer, als die der deinen,‹ wehrte ich ab.

›Herr, niemals hätte ich geglaubt, daß du lügen würdest. Dein Äußeres täuscht; du bist tausendmal älter als ich.‹

Es stand zu befürchten, daß dieser höfliche Streit bis abends fort dauern werde; ich entschloß mich daher, ihm ein Ende zu machen. ›Einigen wir uns dahin, daß wir in dem gleichen Alter stehen, denn weiter kann ich dir unmöglich nachgeben. Ich wollte

artig sein, doch du übertriffst mich an Höflichkeit und zwingst mich, dir wenigstens dies Zugeständnis zu machen.«

»Gut denn! Wir sind also beide in demselben Jahr, demselben Monat, an demselben Tage und unter demselben Stande der Sonne geboren worden.«

»Ja und da wir nun am gleichen Tage und zur gleichen Stunde geboren wurden, wirst du es gewiß nicht verweigern, mir eine Auskunft zu erteilen.«

»Sprich!«

»Du bist doch gewiß in der Stadt bekannt?«

»Ich lebe seit vielen Jahren in Muang-la und kenne jeden einzelnen Einwohner.«

»Besitzen diese wohl auch Elefanten?«

Ein höchlichst verwunderter Blick traf mich. »Also auch du kommst wegen des weißen Elefanten?« rief der Alte.

Ich konnte meine Überraschung nicht verbergen.

»Was heißt das?«

»Du bist nun schon der dritte, der sich nach diesem Tiere erkundigt. Die ganze Stadt spricht nunmehr von dem weißen Elefanten und dem fabelhaften Glück seines Besitzers, der durch ihn sicher noch zu großem Reichtume gelangt. Zwei vornehme Herren sind bereits in der Stadt, die ihn zu erwerben suchen, wenn nun auch du diese Absicht hegst, muß das ja den Preis in die Höhe treiben.«

Diese Worte gaben mir zu denken.

Zwei also bewarben sich um das kostbare Tier? Pagan war der eine, natürlich – aber der zweite?

Nun, jedenfalls durfte ich keine Zeit mehr verlieren. Es war noch ein Glück für mich, daß sich zwei Bewerber eingefunden hatten, sonst wäre Pagan wohl schon mit dem Elefanten auf dem Wege nach Amarapura.

»Wer sind die zwei Männer, die den Senmeng kaufen wollen?« erkundigte ich mich bei dem Chinesen.

»Der eine scheint ein Landsmann von dir zu sein. Er kam gestern abend hier an, von einigen Männern begleitet, die genau so gekleidet und bewaffnet sind, wie dein Gefolge.«

»Ist er alt?«

»Ja, doch noch nicht so alt wie du. An einem Arme ist er verwundet – vielleicht ist er unterwegs von Räubern überfallen worden.«

Kein Zweifel, das war Pagan.

»Und der andere?«

»Dieser weilt seit gestern mittag in unserer Stadt.«

»Beschreibe ihn mir!«

»Er ist gekleidet wie ein Chinese, doch er ist es nicht.«

»Wie weißt du das?«

»Er versteht unsere Sprache nicht und trägt Fenster vor den Augen.«

Wer mochte diese geheimnisvolle Persönlichkeit sein, die sich mit dem Zopfe und Augengläsern schmückte?

»Wie verständigt er sich denn mit euch?« forschte ich weiter.

»Er hat einen Dolmetscher bei sich.«

»Wo befindet sich der Eigentümer des Elefanten?«

»Wenn du das Tier sehen willst, genügt es, daß du dich auf den öffentlichen Platz begibst, wo heute der Verkauf stattfindet und diese beiden Käufer auch schon anwesend sind. Sie werden indessen noch lange steigern können, denn der Besitzer ist nicht gesonnen, das Tier so rasch loszuschlagen.«

»Wer ist der Besitzer?«

»Huang-tse, ein armer Teufel, der außer dieser Bestie nichts besitzt. Jetzt wird er sicher seine tausend Taël dafür lösen.«

Ich hatte genug gehört und durfte meine Zeit nicht länger bei dem redseligen Alten vergeuden. Ich reichte ihm ein kleines Geldgeschenk und entfernte mich.

Unterwegs teilte ich den beiden Häuptlingen mit, was ich soeben in Erfahrung gebracht hatte.

»Pagan ist also nahe!« rief Merlan mit glühendem Gesicht.

»Ich kann es kaum erwarten, ihn in meine Hände zu bekommen,« ereiferte sich Congi.

»Ja, in die Hände bekommen und würgen, würgen – ah, endlich ist die Zeit der Rache da.«

»Freunde,« bat ich, »erweist mir einen Gefallen.«

»Was willst du?« fragten beide wie aus einem Munde.

»Zügelt eueren Zorn und greift Pagan nicht an, bevor ich den Senmeng sicher habe.«

»Das ist unmöglich!« rief Merlan rasch. Congi antwortete nicht. Auch ihm war meine Bitte nicht angenehm.

»Wenn ich dich bitte! Denke doch an den Senmeng. Das unersetzliche Tier darf keiner Gefahr preisgegeben werden. Sobald ich Herr des Senmeng bin, mögt ihr mit Pagan machen, was ihr wollt.«

»Aber wenn er uns unterdessen entflieht?«

»Er kann nicht entfliehen. Behaltet ihn gut im Auge, überwacht jeden seiner Schritte, folgt ihm wie sein Schatten. So viele Männer werden doch imstande sein, einen einzigen zu überwachen?«

»Nun denn, dir zuliebe will ich mich so lange beherrschen. Aber das sage ich dir, sobald du für Mendun-Men den neuen Schutzgeist erworben hast, lasse ich mich nicht länger zurückhalten und dann wird es nicht länger heißen, Merlan der Gütige, sondern Merlan der Gerechte, der Rächer!« sprudelte der Häuptling erregt hervor.

»Immerhin möchte ich dir Klugheit und Mäßigung anempfehlen. Es könnte dir teuer zu stehen kommen, Pagan in einer belebten chinesischen Stadt anzugreifen –«

»Schweig!« unterbrach mich Merlan heftig; »schweig, oder ich vergesse, was du für mich getan hast. Gewiß, Merlan ist kein Undankbarer, aber höher als alles steht ihm die Rache.«

Ich zog es vor, dem erzürnten Manne nicht weiter zu widersprechen.

Schon lagen die ersten Häuser der Stadt vor uns.

Der Chinese legt großen Wert auf das Äußere und beurteilt demgemäß die Menschen. Mir stellte er aber gegenwärtig gewiß kein günstiges Zeugnis aus, denn der Anzug, den ich in Bamo gekauft hatte, befand sich in einem wahrhaft jammervollen Zustand. Aber im Bündel trug ich noch das kostbare Gewand, welches mir der eingekerkerte Mangvé-Mengyi zum Geschenk gemacht hatte. Rasch entschlossen warf ich meine Fetzen ab, hüllte mich in den Samtmantel, hing das Hörrohr an die Seite und setzte das Barett auf; zum Überfluß nahm ich noch Betelschachtel und Spucknapf zur Hand. Der laute Beifall meiner Gefährten bewies mir, wie sehr sie meine äußere Umwandlung überraschte. Befriedigt betrat ich die Stadt.

Enge Straßen mit bizarren Häuschen und einem entsetzlich holperigen Pflaster, das war Muang-la.

Doch die Straßen waren leer und die Läden geschlossen. Eine Weile irrten wir planlos in den Straßen herum. Endlich wies mir ein dumpfes Stimmengewirr den Weg.

Der weite, unregelmäßige, von einer halbverfallenen Pagode überragte Platz war vollgestopft mit Chinesen, die eifrig durcheinander schrien. Diese lebende Mauer entzog den weißen Elefanten und die nach seinem Besitz Lüsternen meinen Blicken. Ich näherte mich einem Manne in den mittleren Jahren und erkundigte mich:

»Was geht hier vor?«

»Kennst du denn die große Neuigkeit nicht?« fragte er erstaunt zurück.

»Ich bin fremd hier und soeben erst angekommen.«

»Daß du kein Chinese bist, sehe ich wohl. Man verkauft den ›Herrn‹ Elefanten.«

Ich setzte meine Fragen nicht fort, denn plötzlich lenkte ein offenbar von einem eisernen Instrument geführter Schlag meine Aufmerksamkeit ab. Das Plaudern der Menge verstummte und in

der tiefen Stille vernahm man deutlich den Ruf: »Sechshundert Taël!«

Das war Pagans Stimme.

Und nun sprach eine tiefe Baßstimme auf englisch – man denke sich mein Erstaunen –: »Bah – Kleinigkeit! Sechshundert und ein Taël!«

Eine jugendliche Stimme übersetzte diese Worte in die chinesische Sprache.

»Zu wenig!« rief ein dritter.

Darauf brach die Menge in Freudengeschrei und wildes Klat-schen aus.

Der öffentliche Verkauf des weißen Kolosses hatte also bereits begonnen.

Wer war der Engländer, der da um den Senmeng mitbot? Die Stimme hatte mir so bekannt geklungen, sie erinnerte mich an einen lieben Freund und Reisegefährten. –

Der Preis des weißen Elefanten war augenblicklich noch sehr niedrig gestellt. Ein Taël ist gleich acht Lire. Sechshundert Taël repräsentieren also zweihundert Pfund Sterling – und ich konnte über tausend verfügen.

Ich suchte mich durch die Menschen hindurch zu winden, um in die Nähe des Tieres und seines Verkäufers zu gelangen, doch das ging nicht so leicht.

Die Chinesen setzten mir zähen Widerstand entgegen und erst unseren vereinten Anstrengungen gelang es, sie zum Weichen zu bringen – allerdings nicht ohne lauten Protest seitens der Unterliegenden.

Das Schauspiel, das sich jetzt meinen Blicken bot, wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Inmitten eines kleinen Kreises befand sich der Senmeng, ein großes und ziemlich wohlgenährtes Tier von tadelloser Farbe.

Auf einem hölzernen Stuhl saß gravitatisch ein Mandarin der elften Klasse. Neben ihm stand ein kleiner, dürrer, schlecht gekleideter Chinese, dann kam Pagan in sehr vernachlässigtem Anzuge und noch zwei Chinesen.

Der eine von diesen beiden war ein noch junger Mann von gewöhnlichen Gesichtszügen, der andere dagegen eine hohe, hagere Gestalt mit einem blonden Barte und ›Fenster‹ vor den Augen.

Erstaunt betrachtete ich den mir sehr bekannt vorkommenden Mann. Nein, es war kein Zweifel möglich, er war es wirklich, mein alter Freund und Reisegefährte, Sir John Daffley aus New York.

Sir Sohn in Muang-la! Das ging nicht mit rechten Dingen zu.

Eine Weile stand ich in stille Betrachtung verloren, dann aber näherte ich mich entschlossen dem Mandarin.

Neugierige Blicke begrüßten mich von seiten jener, denen ich fremd war. Pagan aber erschrak sichtlich und die Augen traten ihm fast aus dem bleichen Gesichte. Sir John dagegen betrachtete mich mit einem so wenig geistreichen Ausdruck der Verwunderung, daß ich zu jeder anderen Zeit in ein lustiges Lachen ausgebrochen wäre. Jetzt jedoch schienen mir die Augenblicke viel zu kostbar selbst zum Lachen!

»Cing-leao, mächtiger Cuangfu!«

»Cin-Cin! Du sprichst unsere Sprache?« fragte der Mandarin erstaunt.

»Wie du siehst!«

»Was willst du hier?«

»Ich will den weißen Elefanten kaufen.«

Das Gesicht des glücklichen Besitzers verklärte sich förmlich vor Freude, während die Menge in neuen Beifall ausbrach. Die Sache wurde immer interessanter.

»Habe ich recht gehört? Du willst den weißen Elefanten kaufen?« wiederholte der Beamte.

»Gewiß!«

»Und wieviel bietest du?«

»Erlaube mir erst eine Frage.«

»Sprich!«

»Du bist der Cuangfu des Ortes?«

»Ja.«

»Wer stellte dich auf diesen Posten?«

»Der Sohn des Himmels.«

»Aus welchem Grunde?«

»Welch eine Frage! Natürlich, um die Stadt zu pflegen und dafür zu sorgen, daß ihre Einwohner seine Gesetze auch wirklich befolgen.«

»Sehr gut! Nun eine andere Frage: Was geht hier vor? Ein einfacher Verkauf oder eine öffentliche Feilbietung?«

Der Mandarin bedachte sich eine Weile. Endlich entgegnete er: »Eine Feilbietung.«

»Und für wann ist das Ende derselben anberaumt?«

»Sobald der Eigentümer das Tier losschlägt, ist sie zu Ende, das versteht sich doch von selbst.«

»Du scherzest wohl, Cuangfu?«

»Warum?« gab er erstaunt zurück.

»Weißt du nicht, daß das Gesetz bestimmt, daß bei jeder Feilbietung ein bestimmter Zeitpunkt festgesetzt wird, der nicht überschritten werden darf? Mit dem Schlag der betreffenden Stunde darf kein Gebot mehr gemacht werden.«

»Wahrhaftig, du hast recht! Ich hatte das ganz vergessen. Die Versteigerung endet —«

»Cuangfu, das wirst du doch mir nicht antun?« fleht der Verkäufer angstvoll.

»Ich kann nicht anders handeln.«

»Wer kann dich zwingen, dich, den Herrn der Stadt?«

Der Mandarin wiegte unentschlossen den Kopf hin und her. »Wenn ich es recht betrachte, so hast auch du nicht unrecht —«

Aber ich war auch noch da. »Cuangfu, zu groß ist deine Weisheit und Gerechtigkeit, als daß du die Gesetze verletzen möchtest. Ich bin ein Wongy von Birma.«

Ich fürchtete im stillen, Pagan werde nun das Wort ergreifen und mich bloßstellen, doch er schwieg.

Meine Worte hatten sichtlich Eindruck auf den Cuangfu gemacht. »Ich bin Cuangfu und kenne meine Pflicht,« entschied er. »Die Versteigerung dauert bis Sonnenuntergang. Wer um diese Zeit das letzte Gebot tut, ist der Herr des Tieres.«

Um Sonnenuntergang – und jetzt war es erst ein Uhr. Also hatten wir noch gute sechs Stunden Zeit, die ich denn auch nutzbringend anzuwenden gedachte.

»Dagegen erhebe ich Einspruch,« schrie der Verkäufer ganz außer sich.

Der Mandarin sprang auf, puterrot im Gesichte.

»Was unterstehst du dich, Saote?<sup>1</sup> Du widersprichst den Anordnungen deines Cuangfu? Soll ich dir etwa fünfzig Peitschenhiebe auf die nackten Fußsohlen geben lassen?«

Der unglückliche Chinese erwiderte nichts mehr.

»Nun möchte ich dich bitten, die Käufer auch an die weitere Vorschrift des erwähnten Gesetzes zu erinnern,« fuhr ich fort.

»Was meinst du?«

»Das Gesetz schreibt weiter vor, daß jeder, der bei einer öffentlichen Versteigerung mitbietet, dem Leiter derselben oder dem Verkäufer beweisen muß, daß er auch genügend Geld bei sich führt, um den vereinbarten Preis sofort erlegen zu können.«

»Richtig! Auch das hatte ich vergessen,« bemerkte der Mandarin trocken; dann erhob er seine gellende Stimme, daß sie weithin über den Platz tönte: »Die Versteigerung währt bis Sonnenuntergang. Jeder kann daran teilnehmen, doch muß er beweisen können, daß er genug Geld bei sich trägt, um den Kaufpreis nötigenfalls sofort erlegen zu können.«

---

<sup>1</sup>Chinesisches Schimpfwort.

»Verwünscht!« stieß Pagan hervor. Er schüttelte die Faust gegen mich und rief: »Am Abend also!«

Ich ging zu Merlan: »Ich muß dich jetzt verlassen und werde erst gegen Abend zurückkommen. Bleibe solange hier und bewache den weißen Elefanten, daß er nicht etwa getötet oder von hier fort gebracht werde. Versprich mir das!«

Congi aber gab ich folgende Anweisung: »Folge Pagan und sieh zu, daß du ihn auch nicht für einen Augenblick aus den Augen verlierst!«

Das war also geordnet. Nun kam wieder der Mandarin an die Reihe. »Cuangfu,« sagte ich zu ihm, »ich bewundere deine Weisheit und werde sie verkünden, wohin ich komme.«

Der Mandarin lächelte geschmeichelt. »Herr, schade, daß du kein Chinese bist; du wärest würdig, ein solcher zu sein,« sagte er; er war überzeugt, mir damit die größte Schmeichelei gesagt zu haben. Ist denn nicht der Chinese der Inbegriff aller Vollkommenheit?

»Ich habe noch nie einen Beamten gesehen, der sein Amt so klug und geschickt zu verwalten wußte, wie du, Cuangfu! Verzeih, wenn ich mich jetzt auf kurze Zeit entferne.«

»Wohin gehst du?«

»Es ist noch lange bis Sonnenuntergang. Ich will einen Rundgang durch die Stadt machen, die ich noch nicht besichtigt habe; ich gedenke erst kurz vor dieser Zeit zurückzukehren.«

Ich verabschiedete mich von dem Beamten mit einer tiefen Verneigung und trat auf Daffley zu, der bisher seinen Blick noch nicht von mir gewandt hatte.

»Kommen Sie, Sir!« sagte ich in arabischer Sprache, da ich nicht wünschte, von dem Dolmetscher verstanden zu werden.

»Allah! Ich täuschte mich also nicht! Sie sind es wirklich, Hugo?« rief er wie aus einem Traum erwachend. —

»Entlassen Sie für einige Stunden Ihren Dolmetscher und kommen Sie mit mir!«

Er gab dem Manne ein Geldstück und erklärte ihm, daß er seiner für heute nicht mehr bedürfe. Er werde erst abends hierher zurückkehren.

»Ich stehe zu Ihrer Verfügung,« wandte er sich hierauf wieder zu mir.

»Kommen Sie!«

Das Menschengewühl begann sich zu entwirren.

Die Chinesen hatten sich überzeugt, daß es hier vorläufig nichts mehr zu sehen gab und der Kampf erst gegen Abend ausgetragen werden sollte. Sie verließen den Platz, um ihren Geschäften nachzugehen.

Ich warf noch einen Seitenblick auf meine Gefährten. Congi hatte sich mit einigen der Männer entfernt; Merlan und die andern aber hatten dem weißen Elefanten gegenüber Platz genommen, um ihn scharf im Auge zu behalten.

Wir entfernten uns und bogen in eine Seitengasse ein, wo ich das Stillschweigen brach: »Welcome; Sir John! O welches Vergnügen ich empfand, als ich Ihre sonore Stimme sechshundert Taël auf den weißen Elefanten setzen hörte!«

»Nun, ich kann das Erstaunen nicht beschreiben, das ich fühlte, als Sie so würdevoll auf dem Platze auftauchten – in diesem Gewande noch dazu –«

»Mein Gewand und meine Sprache ist die eines reichen Birmanen, aber Sie – wer setzte Ihnen in den Kopf, sich als Chinesen zu kleiden, ohne die Sprache eines solchen zu verstehen?«

»Ich beabsichtigte damit, die Chinesen im Innern des Landes zu täuschen, welche die Europäer hassen. Ich komme direkt von Tonking und habe die Absicht, den weißen Elefanten zu kaufen.«

»Wie erfuhren Sie, daß sich hier ein solches Tier befinde?« forschte ich erstaunt.

»Ich las ein Werk von Webster, in dem viel von ihm die Rede war. Webster wünscht, daß dieses seltene Tier nach Europa gebracht werde, damit die Zoologen seine Eigenart besser studieren können. Ich aber will es für Amerika sichern.«

»Armer Freund! Es tut mir sehr leid, daß Sie die weite Reise nach diesem weltfernen Neste umsonst gemacht haben.«

»Warum?«

»Das Tier wird niemals Ihr Eigentum werden.«

»Machen Sie keine Scherze, Herr. Das Tier muß mein werden. Ich möchte den sehen, der mich hindern könnte, es zu erstehen.«

»Ich kann es!«

»Sie?« fragte er bestürzt. »Sie, mein Freund?«

»Ja, eben weil ich Ihr Freund bin, wünsche ich, daß Sie von dem Kaufe abstehen und mir die Bestie überlassen.«

»Unmöglich! Verlangen Sie von mir, was Sie wollen, aber das nicht.«

»Aber was wollen Sie denn mit dem Elefanten? Sie wollen ihn wohl für Ihr grönländisches Museum erwerben?« fragte ich neckend, auf eine Reise des Lords nach Grönland anspielend.

»Pshaw, Sir! Kein Wort mehr von dem Museum! Ich will den Elefanten nach meinem Park bringen, der durch ihn eine der größten Sehenswürdigkeiten New Yorks werden wird. Denken Sie doch einmal! Die größten Gelehrten der Erde werden meinen Park aufsuchen, um das merkwürdige Tier sehen und beobachten zu können. Die Wissenschaft wird mir dankbar sein.« –

Armer Daffley! Er hatte mit solchem Enthusiasmus gesprochen, er sah sich im Geiste schon als Berühmtheit gefeiert – und ich mußte ihn nun grausam aus dem Himmel seiner Träume reißen.

»Es tut mir leid, Mylord, aber die Hoffnung auf Berühmtheit durch den weißen Elefanten müssen Sie schon fahren lassen.«

»Fällt mir nicht ein. Des Dickhäuters wegen reiste ich von New York hierher und er muß mein werden um jeden Preis. Ich gebe ihn nicht auf.«

»So kämpfen wir um ihn. Wer den höchsten Preis für ihn zahlt, führt den Elefanten heim.«

»Pshaw! Dann ist er mein,« sagte Sir John, in dem Bewußtsein behaglich lächelnd, viel reicher zu sein als ich. »Tausend Taël opfere ich für ihn.«

»Und ich dreitausend und noch mehr, wenn es sein muß.«

»*God bless my life!* Soviel?« stieß er erstaunt hervor. »Nun, ich muß sagen, die Ehre käme mir zu teuer! Aber Freund, warum bestehen Sie so auf dem Tier?«

»Ich muß das Tier haben, denn es handelt sich um das Leben eines mir sehr teureren Freundes.«

»Ah! Ein Abenteuer also? Wer ist denn dieser Freund?«

»Ein Birmane.«

»Pshaw! Ich glaubte, ein Amerikaner. Und für einen Birmanen wollen Sie soviel tun?«

»Ein Birmane ist auch ein Mensch. Und wie ich Lord Daffley kenne, wird er gewiß nicht verlangen, daß ich das Leben eines lieben Freundes opferte, um ihm zu einer sehr fragwürdigen Berühmtheit zu verhelfen.«

»Hum!« machte der würdige Lord. Zwei Gefühle stritten in ihm der Ehrgeiz und die Nächstenliebe.

Eine Weile schritt er still neben mir hin; endlich brach er unvermittelt das Stillschweigen: »Hugo, ich habe einen phänomenalen Hunger. Lassen Sie uns in dieses gesegnete Gasthaus eintreten und ein opulentes Mahl bestellen. Während des Speisens erzählen Sie mir Ihre Erlebnisse aus jüngster Zeit, und dann werden wir ja sehen, was sich tun läßt.«

## SECHZEHNTE KAPITEL. DIE RACHE.

In jenem Lande tritt der Sonnenuntergang gewöhnlich um  $\frac{1}{2}$  7 Uhr ein. Fünf war es bereits vorüber, als wir den Platz wieder betraten. Wir hatten einen Vergleich abgeschlossen. Lord Daffley verzichtete auf den Senmeng und stellte mir sogar seine Börse

zur Verfügung für den Fall, daß die meinige zum Ankaufe nicht ausreichte, ich aber hatte ihm dafür das Versprechen gegeben, ihn mit nach Amarapura zu nehmen, dem Kaiser vorzustellen und ihn dann auf einer Reise zu begleiten, die er nach den noch wenigen erforschten Sunda-Inseln zu unternehmen gedachte.

Leute waren bereits wieder genug da. Sicher war auch nicht ein Einwohner von Muang-la zu Hause geblieben.

Man erkannte uns sofort. »Die Käufer des Elefanten!« flüsternten unterschiedliche Stimmen und die Menge machte Platz. Aller Blicke ruhten auf uns und ich las in diesen Blicken neben der natürlichen Neugierde auch eine gewisse Geringschätzung, ja, Mitleid. Und mich wunderte das nicht. Die Chinesen sind so hervorragend praktische Leute, daß sie sich nie dazu verstehen würden, einen Centesimo mehr für einen Gegenstand auszugeben, als dessen wirklicher Wert beträgt.

Der Elefant befand sich noch auf seinem früheren Platze. Auch der Cuangfu, der Verkäufer und der alte Pagan waren schon zur Stelle. Zwei Schritte von dem letzteren standen meine Gefährten. Merlans Gesicht war von Zorn verzerrt. Da, nur zwei Schritte von ihm entfernt, war sein Todfeind und er durfte sich nicht auf ihn stürzen – gewiß keine leichte Sache für den armen Häuptling.

»Endlich, Wongy,« sagte der Mandarin, als er mich erblickte. »Ich fürchtete schon, du würdest erst zurückkehren, wenn der Verkauf bereits beendet wäre.«

»Es fehlt ja noch einige Zeit bis zum Sonnenuntergang,« entgegnete ich; eine Guinee aus der Tasche ziehend, reichte ich sie ihm mit der Bitte: »Betrachte bitte, doch einmal diese Münze.«

Er nahm sie, drehte sie um und besah sie mit Aufmerksamkeit und fragte endlich: »Was soll es damit?«

»Mit dieser Geldsorte gedenke ich den Elefanten zu bezahlen.«

»Hast du kein chinesisches Geld?«

»Nein. Du weißt, daß die chinesischen Goldmünzen sehr selten sind, und jene von Silber sind im Gewicht zu schwer. Tausend

Taël in Silber mit sich herumzutragen, hätte etwas zu bedeuten. Deshalb führe ich stets fremdes Gold bei mir.«

»Aber ich kenne den Wert dieses Goldstückes nicht,« sagte der Mandarin unschlüssig.

»Dann nehme ich es nicht an,« erklärte der Eigentümer des Elefanten.

Um Pagans Lippen flog ein schadenfrohes Lächeln. »Dieses Geld befindet sich überhaupt nicht mehr im Verkehr,« behauptete er. »Laßt euch nicht von diesen beiden Schwindlern betrügen.«

»Schweig, Mörder des Senmeng von Amarapura,« entgegnete ich verächtlich.

Pagan erbleichte jäh. Er war entdeckt worden – wie war das zugegangen? Er erholte sich jedoch rasch von seinem Schrecken. Er zwang wieder ein Lächeln auf seine blassen Lippen: »Dieser Wongy ist ein Betrüger und ein Narr zugleich.«

Ich würdigte ihn keiner Antwort mehr. Es war jetzt nicht der Augenblick, mit ihm zu streiten.

Der Sonnenuntergang war nahe und noch vor Eintritt desselben mußte die Frage bezüglich des Geldes entschieden sein. Ich wandte mich wieder an den Mandarin: »Sollte sich in dieser berühmten Stadt kein Wechsler befinden?«

»Ja, wir haben einen, dessen Ruf weit verbreitet ist.«

»So laß ihn holen. Vielleicht befindet er sich auch bereits hier« – und ich deutete auf die Menge, die sich zu uns herandrängte.

»Sehr gerne! Cin-se!« schrie der Mandarin gellend.

»Hier ist er!« antwortete eine dünne Stimme und eine seltsame Figur zwängte sich durch das Gedränge.

»Hier ist er! Hier ist er!« schrie der dicke Knirps und kam hüpfend näher. »Hier ist Cin-se! Was soll er? Was soll er?«

»Du bist ein Wechsler?« fragte ich.

»Gewiß, und sogar ein sehr berühmter.«

»Kennst du die Münzen aller Länder?«

»Ja.«

»Und kannst du ihren Wert beurteilen?«

»Diese Frage ist für mich eine Beleidigung.«

»Nimmst du alle Münzen an, die dir angeboten werden?«

»Versteht sich, wenn sie echt sind.«

»Betrachte einmal dieses Goldstück,« sagte ich, auf die Guinee deutend, die der Mandarin noch in der Hand hielt. Der Wechsler untersuchte die Münze, sie um und um wendend, auf das genaueste, prüfte sie durch ein Glas, das er aus der Tasche zog und beleckte sie, Gott weiß warum, mit der Zunge. Endlich nahm er noch eine kleine Goldwaage, wog das Goldstück ab und verkündete dann mit wichtiger Miene: »Dieses Gold ist echt.«

»Wieviel gibst du dafür?«

»Es ist fremd und deshalb nicht leicht abzusetzen.«

»Das ist nicht wahr. Alle Wechsler, soviel deren auf der Welt sind, nehmen dieses Geld gerne. Ich hätte nie geglaubt, daß du so unwissend seiest . . . «

»Herr,« unterbrach mich der Dicke erzürnt, »ich bin der einzige und deshalb der erste Geldwechsler von Muang-la.«

»Warum willst du dieses Geld nicht nehmen?«

»Wer sagt, daß ich es nicht nehmen will? Natürlich nehme ich die Münze, hundert, wenn es sein muß, sogar tausend Stück.«

»Dann nehme auch ich es an,« rief der Verkäufer des Senmeng.

»Dummköpfe, die ihr seid,« schrie Pagan.

»Seht ihr denn nicht, daß das Gold falsch ist?«

Ich zog meinen Revolver. »Pagan,« sagte ich ernst zu meinem Konkurrenten, »ich rate dir, höre jetzt auf, mich zu beleidigen. Siehst du diese Waffe? Es wäre sehr leicht möglich, daß eine Kugel aus ihr eine Seele nach Nirwana entführt – vielleicht die des Wongy Pagan.«

Der Wongy gab keine Antwort. Der Mandarin aber, anstatt meine Drohung zu rügen, neigte das Haupt zum Zeichen seiner Zustimmung.

»Wieviel gibst du mir für dieses Goldstück?« setzte ich nun mein Gespräch mit dem Geldwechsler fort.

»Eineinhalb Taël,« entgegnete er, schlau lächelnd.

Der Spitzbube! Für eine Münze von 25 Lire Wert bot er mir 12!

»Du bist verrückt,« sagte ich kurz.

»Warum?«

»Du bietest mir für diese Münze  $1\frac{1}{2}$  Taël; ich aber verlange  $3\frac{1}{4}$  und fordere damit nicht zu viel. Das Gold ist eine große Seltenheit in euerem Lande.«

»Zwei Taël will ich dir geben, Herr,« sagte der schurkische Chinese zögernd.

»Cin-se, ist diese Münze wirklich  $3\frac{1}{4}$  Taël wert?« fragte hier der Besitzer des Senmeng.

»Hum! Hum!« machte der Gefragte hüstelnd.

»Ja oder nein?« fragte ich gebieterisch.

»Drei Taël ist sie schon wert.«

»Ich nehme sie für 3 Taël,« entschied der Verkäufer.

»Und ich nehme sie ebenfalls für 3 Taël und als Geldwechsler habe ich den Vorzug,« schrie Cin-se.

»Ich nehme kein anderes Geld als dieses,« erklärte Huang-tse, der, nicht minder schlau als der Wechsler, aus dessen Gebaren sehr richtig schloß, der Wert des Goldstückes müsse 3 Taël noch übersteigen.

»Du nimmst diese Münzen so gut an, wie unser einheimisches Silbergeld,« entschied der Mandarin.

In diesem Augenblicke machte sich Pagans Stimme hörbar. »Ich biete 700 Taël.«

»Zeige das Geld,« befahl der Cuangfu.

Mein Widersacher zog eine gefüllte Börse hervor und zählte 700 Taël auf seine Hand, teils in Silber, teils in Goldmünzen zu 2 Taël.

»Siebenhundert und ein Taël,« schrie ich dagegen.

Dabei breitete ich ein seidenes Tuch auf den Boden und zählte das Geld darauf, die Guinee zu 3 Taël berechnend.

»Achthundert!« schrie Pagan wieder. Auch er legte das Geld zu seinen Füßen nieder.

»Pah! Tausend!« und ich warf eine Handvoll Gold auf das Tuch.

Stürmische Beifallsrufe tönnten in der Runde. Tausend Taël! Der Elefant war kaum vierhundert wert.

Eine lange Pause entstand. Pagan schien unentschlossen. Reichte vielleicht sein Geld nicht? Seine Börse war schon um ein Bedeutendes zusammengeschrumpft.

»Dein dritter Mitbieter scheint die Lust verloren zu haben,« bemerkte der Mandarin zu mir, auf Sir John deutend.

»Er findet den Preis zu hoch,« gab ich zurück.

»Er hat nicht unrecht. Die Wahrheit zu sagen, begreife ich nicht, warum dir der Besitz dieses Tieres so am Herzen liegt?«

»Es handelt sich um eine Wette. Gelingt es mir nicht, den Elefanten zu erstehen, habe ich verloren.«

»Handelt es sich um viel?«

»Um ein Menschenleben.«

»Du scherzest wohl?« fragte der Mandarin, der diese Worte nicht verstand.

Aber ich konnte ihm jetzt keinen näheren Aufschluß geben, denn mein Feind zog noch mehr Geld aus der schwindsüchtig gewordenen Börse. »Tausend und ein Taël!« bot er.

»Elfhundert!« Und dreiunddreißig Pfund Sterling flogen noch auf das Tuch.

»Elfhundert und ein Taël!« Pagan stieß einen Seufzer aus.

»Zwölfhundert!« sagte ich kalt.

Er hob die Arme wie ein Verzweifelter und schrie mit vor Erregung heiserer Stimme: »Zweitausend! Zweitausend Taël! Zweitausend!«

Die Chinesen heulten und klatschten wie närrisch, als sie dies vernahmen. Alles an ihnen, vor allem die Zöpfe, wackelte vor

Aufregung. Der glückliche Huang-tse rieb sich seelenvergnügt die Hände, während der Mandarin auf die Füße gesprungen war, um sich mit weit aufgerissenem Munde die zwei Männer zu betrachten, die sich um dieses alte, kranke Tier so stritten.

Ich allein verhielt mich gleichgültig. Pagans Gebot focht mich wenig an, wußte ich doch zu gut, daß er es nicht erlegen konnte. Ich zog die Uhr. Sechs! Der Sonnenuntergang war nahe.

Auf dem Dache eines nahen Häuschens sah ich einen Mann, der aufmerksam gegen Westen blickte.

»Was tut dieser Mann dort?« fragte ich den Cuangfu.

»Ich beauftragte ihn, mir den Sonnenuntergang anzuzeigen.«

Der Lärm verstummte so rasch, als er entstanden war. Die Chinesen brannten vor Begierde zu hören, was ich nun sagen, ob ich weiter steigern würde oder nicht.

»Nun du,« erinnerte mich der Cuangfu.

»Bevor ich weiter biete, muß mein Gegner erst der Vorschrift nachkommen,« sagte ich.

»Was meinst du?«

»Der Wongy muß erst die 2000 Taël erlegen, ehe sein Gebot gilt.«

»Ah, du hast recht,« erklärte der Mandarin.

»Wo sind die 2000 Taël?« wandte er sich zu Pagan.

»Du traust mir wohl nicht?« schrie der Wongy, sich sehr erbost stellend.

»Gewiß, aber ich muß das Gesetz beobachten.«

»Ich sagte 2000 Taël und werde sie bezahlen. Ich bin ein Mann von Wort,« schrie Pagan.

»Wer bezweifelt das? Ich weiß, daß du ein reicher Mann bist. Es wird dir deshalb nicht schwer sein zu beweisen, daß du genügend Geld bei dir hast,« erwiderte der Mandarin.

»Ich habe es, aber ich zeige es nicht. Diesen Gefallen tue ich meinem Feinde nicht, nein und tausendmal nein! Mein Gebot ist das letzte und deshalb das einzige, welches gilt.«

»Was soll ich tun?« wendete sich der Mandarin unentschlossen an mich.

»Du bist der Cuangfu. Du hast dafür Sorge zu tragen, daß das Gesetz geachtet werde.«

»Aber dieser Mann scheint von hohem Stande.«

»Ich bezweifle das nicht. Aber auch er ist dem Gesetze Gehorsam schuldig.«

»Bietet niemand mehr?« rief Pagan jetzt höhnisch.

»An dir ist es, zu bieten,« entgegnete ich.

»Ich tat es bereits. Ah! ah! ah! Mein Gegner hat den Mut verloren, das Geld fehlt ihm. Zweitausend Taël! Ah! ah! ah!«

»Zeige das Geld! Kannst du das nicht, ist dein Gebot ungültig.«

»Es gilt!« schrie er.

»Sonnenuntergang!« rief in diesem Augenblicke der Mann auf dem Dache.

»Der Elefant ist mein!« sagte ich gelassen.

»Er ist mein!« schrie Pagan zornbebend dagegen.

»Und du bist mein!« kreischte Merlan und stürzte sich plötzlich mit einem Sprunge auf ihn.

Das Wort ›Sonnenuntergang‹ hatte auf die Zuschauer einen unbeschreiblichen Eindruck gemacht.

»Sonnenuntergang! Sonnenuntergang! Wer hat gesiegt? Wem gehört der Elefant?« klang es bunt durcheinander. Die Ansichten gingen auseinander und jeder vertrat die seinige. Nach einigen war der Sieg mein. Niemand durfte das bezweifeln. Andere schrieben ihn meinem Gegner zu und noch andere verlangten, daß man die Feilbietung wiederhole.

In diesen Meinungs austausch mischten sich die Schreckensrufe derer, die in der ersten Reihe standen und den Kampf zwischen Merlan und Pagan beobachten konnten. Die beiden Gegner rangen Brust an Brust.

Keiner machte Gebrauch von den Waffen. Es waren nur die physischen Kräfte, die sich maßen. Wahrhaftig, die beiden waren

einander würdig. Merlan war ein erprobter Ringer, gewandt und voll männlicher Kraft, die jetzt durch den Rachedurst zum Äußersten angespornt wurde; aber auch der alte Pagan war nicht zu verachten und wenn ihn der Cherenhäuptling vielleicht an Stärke übertraf, so war er diesem wiederum an Schnelligkeit überlegen.

Sie rangen lautlos, aber in tiefster Erbitterung.

Der Mandarin stand voll Schrecken da. Dieses Ende hatte er nicht erwartet.

»Was soll ich tun, Herr?« fragte er ängstlich.

»Du bist einer der ersten Beamten des chinesischen Landes und fragst mich, den Birmanen, nach deinen Pflichten?«

»Ich soll also die Kämpfer trennen lassen?«

»Tue das, wenn du es für deine Pflicht hältst.«

»Es wäre vielleicht das Beste, wenn man sie trennte, aber —«

Immer wilder, immer erbitterter wurde der Kampf. Die beiden lösten ihre mörderische Umschlingung nur, um mit desto größerer Wut wieder übereinander herzufallen. Merlan hatte seinen Feind am Halse gepackt und würgte ihn krampfhaft, während sich dieser mit heftigen Faustschlägen wehrte.

Pagans Gesicht war bereits hoch gerötet, die Adern in seinem Gesichte schwellen an. In seiner Verzweiflung führte er einen so heftigen Schlag nach Merlans rechter Schläfe, daß dieser mit einem Schmerzensrufe zurücktaumelte und nach dem rechten, anscheinend verletzten Auge fuhr. Diesen Augenblick benutzte der andere, um seinen Gegner mit beiden Händen an der Kehle zu packen, aber schon hatte der Häuptling seine Geistesgegenwart zurückgewonnen und umklammerte Pagan aufs neue . . .

Immer straffer spannten sich die Muskeln, immer mehr röteten sich die Gesichter der Kämpfenden, ihre Augen traten aus ihren Höhlen — da, ein Wanken, ein dumpfer Schlag —

Der Mandarin tat einen tiefen Atemzug. »Schrecklich, Herr, nicht wahr?«

»Ja, schrecklich,« entgegnete ich. »Aber laßt uns jetzt nach ihnen sehen.«

Die Cheren und die Pelugen hatten sich bereits auf die Gestürzten geworfen und rissen sie auseinander. Es kostete keine kleine Mühe, dies zu bewerkstelligen. Ein erschütternder Anblick bot sich dar: Merlan war tot – gefallen als ein Opfer der Rache; Pagan lebte zwar noch, aber ein furchtbarer Faustschlag Congis tötete ihn vollends.

Ich bezahlte den weißen Elefanten, den mir niemand mehr streitig machte . . .

Der unglückliche Merlan erhielt ein feierliches Begräbnis und am Tage darauf verließen wir Muang-la, den weißen Elefanten mit uns führend.

Die Pelugen und die Cheren, deren Gebiet wir durchzogen, kamen uns in Scharen entgegen und feierten den Senmeng. Die Cheren betraurten Merlan zwar sehr, doch es tröstete sie auch wieder der Gedanke, daß er ja für den weißen Elefanten gestorben sei und sein Name deshalb ewig im Lande leben werde.

Am Ufer des Bamo-Nam-Tapug schloß sich uns der so ziemlich wieder hergestellte Meharamen an.

Congi mit seinen Pelugen und einigen Cheren begleiteten uns noch bis Bamo, wo uns die Bevölkerung festlich empfing.

In Bamo hatten wir das Glück, eine Barke abzufangen, die flußaufwärts fuhr. Die Schiffer wollten zuerst nichts von einer Rückkehr nach Amarapura wissen, doch der Anblick des Senmeng und noch mehr eine Anzahl Goldstücke, die ich ihnen reichte, machten sie gefügig. Ich beschenkte Congi, die Pelugen und Cheren reichlich, nahm warmen Abschied von ihnen und dann stiegen wir an Bord.

Die Fahrt verlief ohne Hindernisse. Nur Lord Daffley beklagte sich einigermaßen darüber, beziehungsweise über die Beschwerden, die sie für ihn mit sich brachte. Wir erreichten Amarapura glücklich einige Tage vor der Hinrichtung Mangvé-Mengyis.

Es war die höchste Zeit gewesen. Wie die Birmanen dem neuen Schutzgeist entgegenjubelten! Die Freudenfeste wollten nicht enden und selbst der Kaiser nahm daran teil.

Ich hatte mein Versprechen gehalten und es war nun an Mendun-Men, auch das seinige einzulösen. Und er tat es. Der unglückliche Wongy wurde nicht nur sofort aus dem Kerker entlassen, sondern auch in all seine Ehren und Würden wieder eingesetzt, ja der Kaiser schenkte ihm sogar einen bedeutenden Teil von dem Vermögen Pagans, dessen Güter als die eines Verbrechers vom Staate eingezogen wurden.

Daffley und ich hielten uns noch einige Tage in Amrapura auf, dann ging es weiter nach den Sunda-Inseln.

Einige Jahre später, als ich eben von einer Reise aus Australien zurückgekehrt war, hatte ich die unerwartete Freude, Meharamen wiederzusehen, der, von seinem Herrscher in einer diplomatischen Angelegenheit nach Europa entsandt, nach Italien gekommen war.